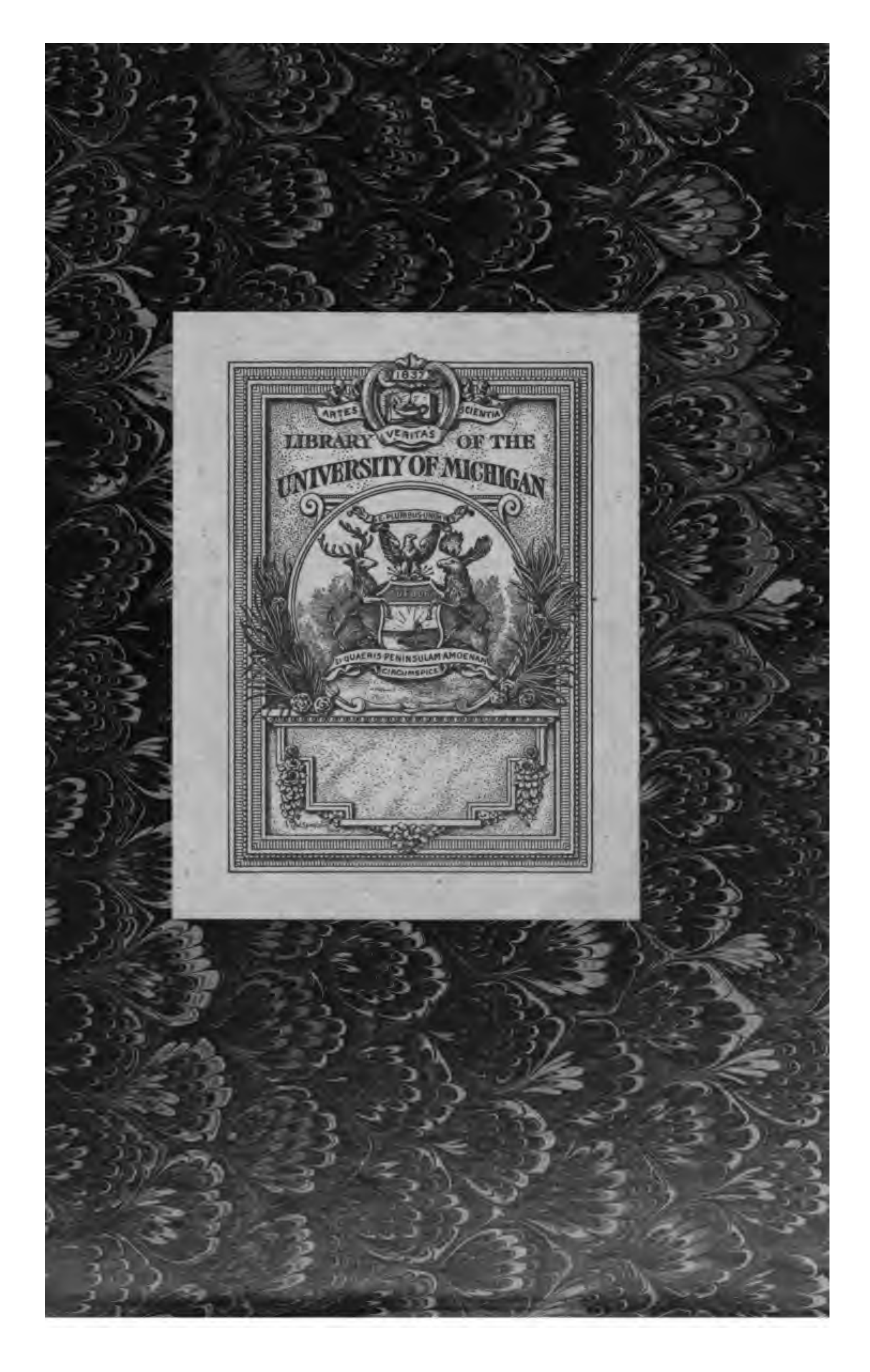






Goethes Politische Lehrjahre.

Ein in der VIII. Generalversammlung der Goethegesellschaft gehaltener und erweiterter

Vortrag

mit Anmerkungen, Zusätzen und einem Anhang:

Goethe als Historiker.

Von

Ottokar Lorenz.



Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1893.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter werden auf den Leser vielleicht den Eindruck machen, daß der Mann, welcher so schreibt, sich in Gedanken vor eine Zuhörerschaft gestellt glaubte, der er einen Vortrag zu halten hätte. Und wirklich war dies mein Fall; aber ich bin doch noch so glücklich gewesen, rechtzeitig zu bemerken, daß meine Rede etwas zu lang und selbst für eine in ausdauerndem Zuhören versuchte Gesellschaft leicht ermüdend geworden sein würde. Dennoch kann ich nicht leugnen, daß es mir gar erwünscht war, nur immer so fort über mein unerschöpfliches, herzerfreuendes Thema zu schreiben, als hätte ich ein Collegium darüber zu lesen. Was ich darnach in Weimar der hochverehrten Versammlung der Goethefreunde zu sagen vermochte, war dem Augenblicke vorbehalten geblieben. Einem freundlichen Berichterstatter in der Münchener Allgemeinen Zeitung (Beil. Nr. 156 und 157), der sich meine Notizen erbeten hatte, verdanke ich es, daß meine damaligen Worte ziemlich genau erhalten sind. Daraus geht vor Allem eins hervor, was ich gleich hier erwähnen muß, daß ich mich thatsächlich nicht so mit fremden

Federn geschmückt habe, als es hätte scheinen können, wenn man bloß Stimmen derer vernahm, die der tief eingreifenden Antheilnahme Goethes an den diplomatischen Geschäften der Fürstenbundszeiten bisher weniger Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Und so will ich ausdrücklich erklären, daß unter Anderm eine der auffallendsten Thatsachen, welche zu erwähnen war, und deren nunmehrige Feststellung man mir glaubte zuschreiben zu sollen, schon vorlängst von meinem alten Freunde, Prof. Erdmannsdörffer in Heidelberg bemerkt worden ist.

Jedenfalls darf es die Goetheforschung als einen erfreulichen Gewinn ansehen, daß wir dem Dichter in wissenschaftlich sichergestellter Weise seinen ganz bestimmten Ehrenplatz in der politischen Geschichte anweisen konnten, was mehr zu besagen hat, als die wohlgemeintesten Darlegungen seiner wirklichen oder vermutheten ideellen Ueberzeugungen in Bezug auf politische Dinge. Indem jedoch mein Vortrag auch von diesen, wie sie sich mir lediglich als der Bodensatz einer praktisch-diplomatischen Thätigkeit darstellen, nicht abzusehen vermochte, fand ich mich vor eine Reihe umstrittener Fragen gestellt, über welche ich meine oft abweichenden Ansichten auszusprechen hatte. Um die Letzteren allseitig zu begründen, habe ich die Anmerkungen so eingerichtet, daß sie nicht sowohl als Belege für das Einzelne dienen, sondern die Hauptpunkte in Goethes politischen Beziehungen jedesmal im

Zusammenhange darlegen wollen. Ich wünschte, daß die größeren Untersuchungen darunter auch für sich gedacht, ihre Berechtigung erkennen ließen.

Diese Studien hätte ich aber in so kurzer Zeit nicht ausführen können, wenn mir nicht in Weimar von Archiven und Bibliotheken so außerordentliche Erleichterungen zu theil geworden wären, daß ich es als eine besonders angenehme Pflicht empfinde, den verehrten und liebenswürdigen Vorständen dieser Anstalten meinen aufrichtigsten Dank zu sagen.

Jena, im Juli 1893.

O. Lorenz.

Goethes Politische Lehrjahre.

Ein in der VIII. Generalversammlung der Goethegesellschaft gehaltener und erweiterter

Vortrag

mit Anmerkungen, Zusätzen und einem Anhang:

Goethe als Historiker.

Von

Ottokar Lorenz.



Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besserische Buchhandlung.)
1893.

Inhalt.



Die neuere und neueste Goetheforschung spricht verhältnißmäßig wenig von Goethes politischem Denken, Wesen und Handeln. In ältern Zeiten dagegen findet sich eine ansehnliche Zeitungs- und Broschürenliteratur völlig angefüllt mit Erörterungen dieser Art, wohl auch mit Vorwürfen und Vertheidigungen. Ich habe schon manchen Goethefreunden und Goethekennern die Frage vorgelegt, wie dies komme, und einer der gewiegtesten von ihnen hat mir einmal geantwortet, die geschulte Goethephilologie sei eben zu gewissenhaft, um aus Epigrammen und leichten Gesprächen die politische Grund- und Weltanschauung eines Mannes herzustellen und zu beleuchten; vollends bei Goethe, der einen Zeitraum von zwei Menschenaltern durchmessen, in welchen die größten Veränderungen der Welt sich vollzogen haben, sei es schwierig, ja fast unmöglich.

„Und wir sind alle neugeboren,“ läßt er seinen Epimenides beim Erwachen sagen! Und so wußte auch er sehr wohl, welche ungeheuern Schicksale von Menschen und Staaten an ihm vorübergegangen waren, und sprach gern in späten Tagen von der Größe dessen, was er erlebt hatte. Aber die Generation, die bei seinen letzten Jahren wirksam wurde, war eine andere und völlig verschiedene von der, mit welcher er einst ins öffentliche Leben trat. Es konnte das außerordentliche geschehen, daß unser größter Dichter mit dem Gefühl hinübeging, von seiner Nation verkannt und mißverstanden worden zu sein. „Und nun gar in politischen Dingen!“ sagte er, „was ich da für Noth und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht sagen.“

„Man beliebt einmal mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es anderen vor mir nicht besser gegangen.“

Manches gute Wort war zwar gleich damals gegen die religiöse und politische Verketzerung Goethes gedruckt worden, und ist auf so guten Boden gefallen, daß wir heute in unserer Gesellschaft nur mit Lächeln die Stimmen der Ankläger vernehmen zu können meinen, aber wenn wir die alten vergilbten Blätter mustern,

in denen der neue politische Geist der Freiheit hervortrat, so hat man einen andern Eindruck. Wenn ein Jünger der neuen Lehren, wenn Dahlmann sich erhebt, um seinen politischen Freunden das Wesen Goethes politisch annehmbarer zu machen, so redet aus ihm das siegreiche Bewußtsein einer Zeit, deren verständige Häupter Nachsicht, nicht aber Uebereinstimmung mit dem Dichter predigen zu müssen glaubten. Es stehe nicht so schlimm mit Goethes politischen Meinungen, bemerkt der berühmte Göttinger, der im redlichen Verfassungskampf und im Sturm die Begeisterung der liberalen Welt gewinnen wird. Er deckt mit Liebe die ihm weniger sympathischen Seiten in Goethes politischem Charakter durch ein hübsches Wort zu, welches dem großen Staatsdoctrinär unvergessen bleiben sollte: „Das Alter," sagt er, „welches jede Kraft besiegt, hat Goethen das Eine nicht entwenden können, was seine ganze Art am eigenthümlichsten bezeichnet, den Trieb immer neue Jahresringe der Bildung anzusetzen, beständig fortzuwachsen."

In diesem Sinne suchte Dahlmann auch Goethes Abneigung gegen die in den Jahren nach der Befreiung des Vaterlandes entstandenen „unreifen Versuche, für die er sich nicht habe begeistern können," zu erklären. Allein diese Art von Rechtfertigung hat nicht viel geholfen, und als Gervinus es unternahm, den Staatsmann, den Hofmann und Diplomaten Goethe deshalb zu verurtheilen, weil er die Entwicklung des Dichters

gehemmt und geschädigt hätte, so war es durch lange Zeit zu einem rechten Glaubenssatz ächter Wissenschaftlichkeit geworden, die politischen Schwachheiten und Irrthümer Goethes zu beklagen. Das war am grünen Holze zu vernehmen; was in den untern Gestrüppen einer kannegießernden Literatengesellschaft über den „Fürstenknecht" zu hören war, vermochte selbst Eckermanns Mittheilung von Goethes köstlicher Einrede gegen den auch ihm schon bekannt gewesenen Vorwurf nicht zu zerstören: „Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist." Dies konnte er sagen, nachdem er eine der herrlichsten Lobreden auf seinen Herrn gehalten, die an scharfer und ehrlicher Charakteristik deutlicher spricht, als manches Geschichtsbuch: „Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das Innigste verbunden, und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohle gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des einzelnen zu verbessern." [1])

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als die ungemeine Natürlichkeit und Freiheit, mit welcher Goethe über seine politischen Beziehungen und Dienste dachte und sprach und das erzwungene

Pathos, mit welchem nachher diese Dinge beurtheilt wurden. Was dabei zum Vorschein kam, dürfte man indessen nicht allzu ernst nehmen; es war ein Gegensatz, der mehr als ein zeitlicher, wie persönlicher gefaßt werden konnte. Denn die französische Revolution stand als ewig trennendes Wahrzeichen zwischen zwei Lebensaltern, zwischen denen, die wie Goethe empfanden und denen, die ihn oder vielmehr seine politischen Gesinnungen anklagten. Dieser Gegensatz läßt sich nicht einen Augenblick in diesem Streit politischer Meinungen vergessen; Goethe selbst hat ihn anerkannt und bezeichnet. Er verglich sein langes Leben mit einem Sommeraufenthalt in einem Bade: „So wie man ankommt, schließt man Freundschaften mit denen, die schon vorher da waren und nächstens abreisen; dann hält man sich an die zweite Generation, mit der man eine Weile fortlebt, aber auch diese geht und läßt uns einsam mit der dritten, die nahe vor unserer Abreise ankommt und mit der man auch gar nichts mehr zu thun hat."

Als der neunzigjährige Ranke ebenfalls einmal einen Rückblick auf sein langes Leben warf, glaubte er in scharfer politischer Beleuchtung sein ganzes Dasein nur durch die vorhandenen Gegensätze verständlich machen zu können, welche durch die französische Revolution in die Welt gekommen sind; und doch war für ihn der Gefangene von St. Helena, dem Goethe in dessen vollster Kraft erst am Lebensabend gegenüberstand, die phänomenale Erscheinung seiner frühen Jugend! Aber

auch der Spätergeborne hatte noch die Empfindung, in seinem neunzigjährigen Leben hätte sich eigentlich politisch nichts Wesentliches ereignet, was nicht in Liebe und Haß auf die ungeheuere Weltveränderung zurückzuführen gewesen wäre, deren schreckliche, markerschütternde Krise auf der Lebenshöhe Goethes das Innere der gebildeten Völker, gleichwie jedes Einzelnen zu zerreißen und in zwei Theile zu spalten schien.

Weit und weiter lag hinter dem Lebenden das gesicherte, historisch-begründete, festgefügte Dasein einer geistig und ständisch wohl gegliederten Gesellschaft, und vor ihm der unzuverlässige Zustand des revolutionären Europas. Als die kaum hergestellte Ruhe der Staaten durch die Julirevolution zerstört und das neunzehnte Jahrhundert sich lediglich zu einer Reihe immer wiederkehrender Erschütterungen verkehren zu wollen schien, wurden viele der Besten und Edelsten von einer Art von Mißbehagen und Zukunftsfurcht erfüllt, die sich in mannigfaltigen Weissagungen einer Wiederkehr barbarischer Jahrhunderte Luft machte. Auch von Goethe ging die Rede, daß er diesem Pessimismus an seinem Lebensende verfallen gewesen sei. Ranke schrieb in seiner historisch-politischen Zeitschrift schon im Jahre 1832: „Goethe sagte vor seinem Ende, es scheine sich ein Krieg vorzubereiten, wie der dreißigjährige gewesen; in vielen Zeitgenossen setzt sich eine ähnliche Meinung fest; Niebuhr starb, indem er einen Wiedereintritt der Jahrhunderte der Barbarei vorherzusehen glaubte.“ [2])

Die unbehagliche Stimmung Goethes über die allgemeine Lage um 1830 ist mit diesen Worten gewiß treffend bezeichnet, wenn man auch sachlich zu zweifeln gezwungen wird, ob die Aeußerung über den dreißigjährigen Krieg nicht vielmehr im Jahre 1792 gemacht worden ist, wo Goethe wirklich einmal schrieb: „Europa werde einen dreißigjährigen Krieg brauchen um einzusehen, was 1792 vernünftig gewesen wäre.“ Wie nun in diesem Worte von 1792 eine wirkliche staatsmännische Voraussicht, man könnte sagen, eine wahr gewordene Prophezeiung sich zeigte, so bleibt es auch wahr, daß Goethe um 1830 den noch viel härteren Ausspruch über die zu befürchtende Barbarei ausdrücklich billigte: „Niebuhr hat Recht gehabt,“ sagte er, „wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten drinn; denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt.“

Und dennoch! es wäre eine vollkommene Täuschung, wenn man den alten Goethe auch selbst in politischen Dingen lediglich nur für den kleinmeisternden Lobredner vergangener Zeiten halten würde. Vielmehr könnte man aus den vielen Gesprächen, da man sie in den spätern Jahren vollständiger gesammelt hat, leicht nachweisen, wie lebhaft sein Interesse an allen Begebenheiten der Zeit geblieben, und wie wenig er sich zu den Mißvergnügten, die er immer recht herzhaft mißachtet hat, gerechnet sehen mochte. Man könnte sagen, er

folgte den politischen Dingen fast ausnahmslos mit nie umwölkter Stirne, hier gerade war er der wahre Olympier, der mit eiserner Geduld und Ruhe, mit der Weisheit und Erfahrung des gesättigten Kenners den großen Weltenlauf an sich vorüberziehen ließ.





I. Politische Anschauungen.

Die äußere Ruhe und die unbedingte Ueberlegenheit der Auffassung, mit denen Goethe die politischen Dinge insbesondere mit Personen, die unter ihm standen, sei es gesprächsweise, sei es in Briefen kalt erörterte, machen es schwer, ein vollkommen genügendes und abgerundetes Bild von seiner politischen Weltanschauung zu gewinnen. Es ist ganz wahr, daß die Quellen, die uns zu diesem Zwecke zu Gebote stehen, äußerst dürftig sind. Die ernsten Politiker, welche mit Goethe die Fragen des öffentlichen Lebens und insbesondere die der auswärtigen Angelegenheiten, auf die es doch bei der Erforschung der Ueberzeugungen eines Staatsmannes am meisten ankommt, erörtert haben, geben keine tagebuchartigen Mittheilungen davon, und würden überhaupt Gespräche solcher Art nur dann und in dem Falle niedergeschrieben haben, wenn er sich in officieller Weise gegen dieselben zu äußern gehabt hätte, was bei der Eigenartigkeit

seiner Stellung fast niemals der Fall war. So werthvoll mithin auch das überlieferte Material Goethescher Unterredungen für die Erkenntniß seiner politischen Lebensansichten ist, und so wenig man es vermissen möchte, so dürfte man doch niemals vergessen, daß in demselben keinerlei zusammenhängende Erörterungen, und auch keine Gespräche dargeboten werden, die mit dem Bewußtsein einer ernsten, sei es amtlichen, oder schriftstellerischen Verantwortung geführt worden sind.

In besserer Lage befindet sich der Forscher bei der Benutzung der großen Correspondenz des Dichters; denn hier ist wenigstens jedes Wort vollkommen gesichert und zuverlässig. Man wird nur auch da keinen Augenblick die Personen außer Acht lassen dürfen, mit welchen die Briefe gewechselt werden. Wenn man die ungemein große Masse von allgemeinen Gegenständen der Unterhaltung, die reiche Fülle von wissenschaftlichen und literarischen Thematen in Betracht zieht, welche der Briefwechsel behandelt, und daneben die Seltenheit und Dürftigkeit bedenkt, mit denen politische Dinge erwähnt zu werden pflegen, so könnte man leicht auch bei diesen Quellen zu der Meinung kommen, Goethe habe sich überhaupt nicht viel um die Politik gekümmert. Ja es wäre nicht unmöglich, zur Begründung einer solchen Behauptung mancherlei scheinbares anzuführen, etwa die Thatsache, daß er oft Monate lang keine Zeitung lesen mochte, oder daß er behauptete, es genüge ihm meistens, sich von Freunden auf dem Laufenden erhalten zu lassen.

Alle solche Dinge werden jedoch nur zweierlei beweisen, einmal daß Goethe in der Auswahl der Personen, mit denen es ihm der Mühe werth schien, über Politik zu sprechen, oder zu correspondiren, äußerst vorsichtig war, und weiter, daß er dem politischen Tagesklatsch nicht übermäßig viel Gewicht beilegte. Was heute nur in noch verstärktem Maße jedem Geschäftsmanne bekannt ist, wußte auch Goethe schon damals ganz genau, daß ein halbstündiger Verkehr mit Leuten, die wirklich von den politischen Dingen etwas erfahren, indem sie in den Geschäften leben, mehr werth ist, als eine dreimonatliche Zeitungslectüre. Dieser sachliche Standpunkt politischer Auffassung war Goethe zur andern Natur geworden, nachdem er einmal in die politische Welt eingeführt war und sich zu denen rechnen durfte, welche den abgeschlossenen Kreis berufsmäßiger Staatsmänner bildeten. Da wird man sich denn nicht wundern dürfen, daß er sich nicht darauf einlassen konnte, mit der Frau Herder einen politischen Gedankenaustausch zu bewirken; und noch weniger kann es auffallen, wenn er in dem weltbewegenden Gewirre des Feldzugs an Christiane Vulpius allerlei Schönes über das überschickte Frankfurter Judenkrämchen, aber gar nichts von Politik zu schreiben weiß. Der Briefwechsel beweist vielmehr, daß die Gegenstände der Unterhaltung durchaus den Verhältnissen und Interessen der Personen angepaßt sind, mit denen correspondirt wurde.[3])

Indessen ist auch in den Briefwechseln mit Karl

August und Voigt der eigentlichen, großen Politik fast nur so Erwähnung gethan, daß man überzeugt wird, wie Goethe mitten in dem Geschäftsleben der politischen Angelegenheiten drinnen steht, während es von allen Seiten vermieden ist, den Stoff der politischen Fragen selbst zu erschöpfen. Unzählige Male wird auf die wechselsweise mitgetheilten Aktenstücke verwiesen, welche zur Begutachtung oder zur Lectüre übersandt worden sind, aber von den Dingen selbst ist nur äußerst selten ausführliche Rede. Es ist eben eine Correspondenz von Männern, die sich geschäftlich auf dem Laufenden erhalten und im übrigen die Politik nicht für einen Gegenstand der Empfindungen und Unterhaltungen, sondern für eine geschäftlich zu erledigende Sache erachten. Auch muß man sich stets erinnern, daß die politische Geschäftswelt im vorigen Jahrhundert noch erheblich exclusiver war, als in späterer Zeit und daß man in das Heiligthum uneingeweihte Leute nicht nur nicht eintreten ließ, sondern bemüht war, sie so ferne wie möglich zu halten. Man darf sich darüber nicht täuschen, daß das letztere von dem allergrößten Theile der Männer jener literarischen Kreise zu gelten hatte, welche Goethen nach seiner innersten Natur und in Rücksicht auf seine Lebenszwecke und Ideale bei weitem am nächsten standen, die jedoch gegenüber der von Goethe gewonnenen Einsicht in politischer Hinsicht nur als Nullen gelten konnten und häufig wohl auch Nullen waren.

Der Schlüssel zur wirklichen und vorurtheilslosen

Erkenntniß der politischen Weltanschauung Goethes ist in einer Eckermannschen Aufzeichnung zu finden, wo der Dichter von seinen reichen Erfahrungen im europäischen Staatsleben spricht und es als seinen Vortheil schildert, daß er seit dem siebenjährigen Kriege ein lebendiger Zeuge der großen Weltveränderungen war. Hierdurch sei er zu ganz andern Resultaten und Einsichten gekommen, als die haben könnten, die sich jene Begebenheiten durch Bücher aneignen müßten, die sie doch nicht verständen. Dann sprach er von den Wandlungen und Unvollkommenheiten, die im ewigen Wechsel alles politische Leben stets begleiten werden; und weiter heißt es dann: „Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das Seinige zu thun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pflug und der Fürst wisse zu regieren. Denn dies ist auch ein Metier, das gelernt sein will, und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht."

Eine Aeußerung, welche gewiß in vollendeter Weise das Zeitalter vor der französischen Revolution bezeichnet und den parlamentarisch gerichteten und geschulten Schuster des neunzehnten Jahrhunderts mit Recht zu kränken geeignet ist. Und doch gehört die bittere Bemerkung den letzten Jahren des Dichters an, der sich zu gleicher Zeit für einen „gemäßigten Liberalen" zu

erklären liebte. Wiederum steht man hier vor dem Gegensatz der beiden Zeitalter, welchen Ranke als das treibende Element des ganzen modernen Menschendaseins erkannt hat. Noch lange war aber der geschichtliche Prozeß nicht geschlichtet und wahrlich hatte der historisch gerichtete Geist gegenüber der revolutionären Bewegung der Zeit nicht den leisesten Grund sich zu ergeben; immer noch war der Zeitgenosse der Revolution zu zweifeln berechtigt, ob die Lösung der Staatsaufgaben jetzt besser gelingen werde; immer noch durfte das geistvolle Geschlecht, welches von der ungeheuersten Erschütterung mehr überrascht, als überzeugt worden ist, mit Stolz auf seine Vergangenheit blicken. Und wäre man etwa sicher, daß der Dichter, wenn er heute aufstünde, sich für überwunden erachten würde? Wollte sich wirklich jemand ernstlich zu der Ansicht bekennen, er hätte sich selbst für den Epimenides gehalten, der so und so lange in der lebendigen Welt geschlafen hätte?[4]) — Wie schlecht müßte man da den Olympier kennen! Nein! wenn Goethe heute aufstünde, so würde er das Buch von Henry Taine zur Hand nehmen, und würde sagen, ihr habt mich lange mißverstanden, das ancien regime bleibt aber doch von unbeeinträchtigter Größe, hier steht es, wie ich meine Zeit beurtheilt habe, der gelehrte Franzose sagt es, was ich schon vor hundert Jahren gewußt und geurtheilt habe.[5]) Und in der That, wenn man zu einer Menge von Goetheschen Epigrammen und dichterisch empfundenen Aussprüchen

und Lehren einen rein sachlich geschichtlichen aus, dem Zeitgeist geschöpften Commentar schreiben wollte, so müßte man immerfort das Buch von Taine nur nachschlagen. So hat auch Viktor Hehn in einem geistreichen Kapitel gezeigt, wie bei Goethe gleichsam alle Charaktere aus der festen Structur der Stände sich entwickeln; und wenn man bei Taine liest, wie alles Staatsleben vor der Revolution auf der strenge festgehaltenen ständischen Gliederung beruhte und die Revolution selbst sich lediglich aus dem Verwischen und Aufgeben dieses Gefüges erklärt, so ist es wieder Goethe, an den wir bei dieser Auffassung der Dinge erinnert werden.

Denn in der Revolution erblickte er mit einem nur wenigen Menschen damals zu Theil gewordenem Verständniß die Wirkungen rein persönlicher Umstände und Fehler. Recht im Gegensatze zu dem sich breit machenden Doctrinarismus der literarischen Kreise Deutschlands hatte Goethe die Regierungsunfähigkeit und die Laster des regierenden Theils der französischen Nation als die wahre Ursache des Zusammenbruchs erkannt. Sehr merkwürdig ist es, welche Bedeutung er sofort der Halsbandgeschichte und dem Prozeß zuschrieb, in den die Königin so tragisch verwickelt wurde, und der das Ansehen des Hofes unwiderruflich zerstörte. In der That, wenn man von Goethes politischen Urtheilen über die Ereignisse seiner Zeit nichts anderes wüßte, als die so konkret erkannten Ursachen der französischen Revolution, so müßte man ihn schon deshalb für einen besonders

erleuchteten Staatsmann halten — recht im Gegensatze zu seinem Weimarisch=Jenensischen Freundeskreis. Er erzählte später, der Halsbandprozeß habe ihm in dem unsittlichen Stadt=, Hof= und Staatsabgrunde schon im Jahre 1785 die gräulichsten Folgen gespensterhaft erscheinen lassen, und einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er einigen seiner Freunde wie wahnsinnig vorkam. Auch erklärte er Eckermann bei einer anderen Gelegenheit diesen Eindruck, den er aber zunächst als einen ganz unmittelbaren und fast unwillkürlichen bezeichnete, in der Weise, daß er sich überzeugt gehalten hätte, die Königin habe durch die, wenn auch verläumderische Verflechtung ihrer Person in die Sache, ihre Achtung und Würde und damit gewissermaßen ihre Unantastbarkeit verloren. Durch die Beeinflussung der Regierung, die man Marie Antoinette zuschrieb, habe aber auch diese dem Verhängniß alsbald anheimfallen müssen. Das ganze Unheil eines zusammenstürzenden Reiches stand ihm vor der Seele. Man wird bei seinen Betrachtungen über die Revolution an das Entsetzen bei dem Einzuge von Marie Antoinette als Braut des Königs Ludwig XVI. in Straßburg erinnert: Als er die Geschmacklosigkeit wahrnahm, daß in dem Empfangssaal der Prinzessin eine Tapete aufgehängt worden war, welche die gräßliche Geschichte der Medea vorstellte, war seine Seele auch damals von dem Unheil der Zukunft prophetisch erfüllt.[6])

Goethe steht in seiner Auffassung des größten ge=

schichtlichen Ereignisses seines Lebens, man kann es nicht oft genug wiederholen, in vollstem Gegensatz gegen die vorherrschenden Meinungen des Tages. Während damals und später von den doctrinären Politikern die Gründe der Revolution in den vorhandenen Staatsübeln, in den Mißbräuchen der Verfassung, in den Zuständen der Verwaltung gesucht wurden, könnte man die Meinung Goethes als eine diplomatische bezeichnen, wie sie wohl in den Kabineten, nirgends im deutschen Publikum bestand und lediglich für die Staatskunst der schwierigen Zeit maßgebend war und sein konnte. Soll man sich da etwa verwundern, daß der Enthusiasmus, von welchem die größeren Kreise unserer Nation beim Ausbruche der Revolution befallen waren, auf Goethe den Eindruck großer Unreife, und geringen Verständnisses politischer Dinge machen mußte? Und als dann die Schrecken und Tollheiten der Bewegung jeden besonnenen Mann zur Einkehr mahnten, mußte nicht Goethe das Gefühl haben, daß es wirklich nicht Jedermanns Sache gewesen sei, über politische Dinge zu urtheilen? Durfte er sich nicht für bevorzugt ansehen und auf die Gelegenheitspolitiker, die mit einem Male überall hervorgetreten waren, herabsehen? Nichts war seiner Natur mehr fremd, als die Beurtheilung der Dinge aus einem bestimmten politischen Parteistandpunkt, oder aus einem fertigen System heraus. Er setzte sich vielmehr jedem politischen Lehrgebäude entgegen und nahm die Freiheit in Anspruch, jede Sache auf ihre Vernünftigkeit, wie er es nannte, zu prüfen.

Diese Denkungsweise des Meisters erschwert es allerdings in hohem Grade, eine Vorstellung von seinem gesammten politischen Wesen und seinen Anschauungen zu geben. Viele, die den Versuch gewagt haben, aus seinen Schriften und aus den Berichten seiner Freunde und Biographen irgend etwas zusammenhängendes gewinnen zu wollen, sind an der Sprödigkeit des Materials gescheitert, oder haben blos den Wiederspruch herausgefordert. Die Wahrheit ist, daß sich Goethe überhaupt zu keiner bestimmten in sich zusammenhängenden Staatslehre bekannte; er war das gerade Gegentheil von dem, was der politische Doctrinarismus in seiner Zeit, und seit seiner Zeit mit so großen Ansprüchen zu fordern begann. Es gehört daher zu dem schwierigsten und gewagtesten, eine Charakteristik des Dichters in dieser Beziehung zu geben.

Er hat einmal gesagt, er habe es im Leben bei seinem Namen und seiner Stellung doch nicht weiter gebracht, als daß er zu der Meinung Anderer, um nicht zu verletzen, schweige, wobei das Gute wäre, daß er erfahre, wie die Andern denken, aber sie nicht, wie er. — Eine Folge dieser Verschlossenheit war es auch, daß man von einer großen Anzahl von Besuchern Goethes immer wieder die Mittheilung erhält, er habe nie oder nur sehr ungern von Politik gesprochen. Was er sich aber zu äußern versagte, hat er unendlich oft in ein Paar Versen zusammengefaßt, welche späte Kunde davon gaben, daß seine Gedanken über die politischen Dinge

stets sehr lebendig waren. Aus diesem unendlichen Schatze sinnvoller Gedichte hat man nicht versäumt, zuweilen ein politisches Glaubensbekenntniß des Dichters zusammenzustellen. Und in der That! welche Summe von trefflichsten Beobachtungen und politischer Lebensweisheit in diesen Sprüchen und Sinngedichten enthalten ist, bedarf keiner Worte. Jeder geschäftliche Tag, und jedes Tagesereigniß zeigt heute — gleichwie vor hundert Jahren — die Anwendbarkeit solcher Sätze, wie etwa das kostbare Wort von dem Willen der Menge, wo die Menge der Menge Tyrann war. — Wem fielen nicht oftmals die Reime ein: „Ich bin so sehr geplagt — Und weiß nicht was sie wollen — Daß man die Menge fragt — Was Einer hätte thun sollen.“ Kurz und bündig ist auch Goethes Bemerkung über das Wort Zelters, welches er einem der Enkel ins Album geschrieben hatte: „Lerne gehorchen“; wozu der Großvater bemerkte, dies wäre das Vernünftigste im ganzen Buche; indessen wird man freilich niemals vergessen dürfen, daß selbst aus den schönsten Sentenzen immer noch kein Einblick in die großen politischen Anschauungen des Dichters zu gewinnen ist, und daß alle möglichen Aeußerungen Egmonts und Fausts den Zusammenhang der staatsmännischen Weltanschauung Goethes nicht zu enthüllen vermöchten.

Etwas deutlicher sprechen, nach meiner Meinung, die Gedichte an bestimmte dem öffentlichen Leben angehörende Persönlichkeiten. So wird uns in dem schönen

Gedichte an den Staatsminister von Voigt ein lebensvolles Bild gemeinsamer staatsmännischer Thätigkeit gegeben, wobei die „aufklärenden Bemerkungen" des Dichters dazu, einen tiefen Blick in seine Anschauung von den Zwecken eröffnen, die ihr geschäftliches Zusammenwirken verfolgte: „der Schluß" — so heißt es da — „deutet auf die Schrecken der feindlichen Ueberschwemmung, auf den Druck der wechselvollen Kriegsjahre, auf das Glück endlicher Befreiung und zugleich auf die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens geprüfter Freunde in einer Zeit, wo eine Verwirrung aller Begriffe die hohe Kultur des Vaterlandes zu vernichten drohe."

Es ist auch hier wieder der Gegensatz der Anschauungen in der vor- und nachrevolutionären Welt, der sich dem Dichter aufdrängt und dem er in der Erinnerung an seine politische Thätigkeit vor Allem Ausdruck zu geben sich bestimmt sieht. Er lebt und webt in dem Bewußtsein dieses Gegensatzes, den er jedoch in sich auszugleichen sucht, indem er sich von allen Extremen mit staatsmännischer Ueberlegenheit fern zu halten weiß. In diese Richtung war er aber nicht erst durch die Erlebnisse der Schreckenszeit, sondern durch seine von Jugend an ausgleichende Natur gebracht worden. Schon im Jahre 1775 äußerte er sich einmal über den Unwerth der Freiheitsideen, von denen alle Welt erfüllt sei. Er kann sich in Corsika die Menschen nur unter despotischer Herrschaft glücklich denken. Aus den gleichen Gesichts-

punkten bildete sich später das Urtheil Goethes über Napoleon, worin sich eine tiefe Anerkennung für den Bändiger der Revolution mit der Bewunderung des Genies verband. Solcher hervorragenden Erscheinung gegenüber verzichtete Goethe auf die strengen Regeln der Moralität und meinte, Napoleon müsse beurtheilt werden, wie man über physische Ursachen, über Feuer und Wasser denkt. In der That könnte man sich heute mit dieser elementaren Auffassung des großen Corsen endlich versöhnen, und es wäre eigentlich nicht nöthig gewesen, daß der deutsche Patriotismus zuweilen in einen leidenschaftlichen Schmerz über Goethes Napoleonische Sympathieen gerathen ist. Im Anfang war der wohlverdiente Dank des Zeitgenossen der schrecklichsten Ereignisse, welche die Weltgeschichte kennt, für die Wiederherstellung staatlicher Ordnungen die Quelle des Interesses, später war es der Eindruck der überwältigenden Persönlichkeit und der klare staatsmännische Einblick in den rettungslosen Zusammenbruch des deutschen Reichs, was unsern Dichter zum rheinbündlerischen Anhänger des Imperators gemacht hat. Wenn man die Sache nur nicht von dem Standpunkte einer mehr der Nachwelt, als den Zeitgenossen eigenen Gefühlspolitik, sondern lediglich im Lichte der Tagesbedürfnisse und der Lage des Augenblicks betrachtete, so brauchte sich Niemand über diese oft getadelte Stellung des Dichters zu dem ersten Kaiserreich zu sehr zu grämen. Wenn Goethe nach des Gewaltigen Sturz, den er nie-

mals bedauerte, sondern durchaus als den möglichen Anfang einer neuen Epoche nationaler deutscher Entwickelung richtig erkannte und bezeichnete, von dem großen Corsen gesprochen hat, so enthielten seine Reden nie etwas Anderes als die unbefangene, große Denkungsart eines staatsmännisch geschulten Geistes; Aeußerungen, wie sie Hardenberg, von Humboldt, Metternich, vielleicht auch Blücher und jedenfalls Clausewitz jederzeit auch machen konnten, oder gemacht haben, ohne sich und ihrer Vaterlandsliebe etwas zu vergeben. „Ja, ja," pflegte Goethe zu sagen, wenn er von Napoleon sprach, „das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!" Von höchstem Interesse war auch die psychologische Auffassung des Dichters von dem, was er das Dämonische nannte, und was er besonders durch das Beispiel Napoleons zu belegen und zu erklären wußte. „Das Dämonische," sagte er, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. Napoleon war es im höchsten Grade, so daß kaum ein Anderer ihm zu vergleichen ist." [7])

Die Bewunderung Napoleons hat indessen den Dichter niemals in dem Maße gefangen genommen, daß sie ihn verhindert hätte, den Gegnern des Imperators, selbst in Bezug auf die französischen Verhältnisse und Parteien, gerecht zu werden. Goethe erfreute sich nicht nur der Befreiung Deutschlands, sondern er nahm auch an der Wiederherstellung der Bourbons aufrichtiges Interesse. Er behauptete einmal, der Royalismus wäre

ihm ganz besonders verständlich, da er sich in seinen eigenen Angelegenheiten selbst immer wie ein Royalist gehalten habe; er tadelte an den französischen Royalisten nur, daß sie zu wenig handeln und zu viel redeten. „Denn die Liberalen," sagte er, „mögen reden, allein den Royalisten, in deren Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht, sie müssen handeln. Mögen sie Truppen marschiren lassen und köpfen und hängen," „aber reden," so meinte er ferner, „dürften sie nur höchstens vor einem Publikum von Königen!"

So fand auch der Feldzug des Herzogs von Angoulême in Spanien Goethes volle Theilnahme und Billigung. Er hielt diese Unternehmung besonders deshalb für wichtig, weil sie „die Armee an die Dynastie knüpfe und den Beweis liefere, daß diese auch ohne Napoleon zu siegen im Stande sei."

Mit gleichem staatsmännischen Verständniß betrachtete er aber nachher auch wieder die sehr bedenkliche Lage in Frankreich, als sich die Waagschale mehr und mehr von der Sache der Bourbons abzuwenden begann. Er fand es völlig verkehrt, daß eine Regierung, die sich einmal in Gegensatz gegen die liberale Meinung gesetzt hatte, auf der andern Seite alsbald wieder Preßfreiheit gewährte; er glaubte in Folge dessen den Sturz Karls X. voraussehen zu können, wenn er denselben auch nicht so nahe vermuthete. Die Empfindungen, die er vor der großen Revolution hatte, ergriffen ihn wieder; von allen politischen Ueberzeugungen, die er in seinem langen Leben

gewonnen, war doch immer die die festeste, daß aller Staatsverfall von den Fehlern und der Schwäche der Regierenden herkomme. Weil Karl X. im Gegensatz zu dem, was man allgemein als dessen wirkliche Ueberzeugungen hielt, bald dahin, bald dorthin zu schwanken begann, weissagte Goethe mit oft bewährtem Seherblick die neue Katastrophe Frankreichs.

Auch für die englischen Verhältnisse hatte er ein ungemein großes Verständniß, und seine Urtheile über die entscheidendsten Ereignisse der Verfassungsgeschichte Englands haben meist Stich gehalten. Es braucht kaum besonders gesagt zu werden, daß Goethes politisches Interesse sich auch hier allemal an persönliches anknüpft; Wellington und Canning bewundert er gleichermaßen in ihrer Wirksamkeit. Daß er Wellington nie gesehen, scheint ihn sehr geschmerzt zu haben. Canning lobt er von dem Augenblicke an, wo er bei ihm den festen Willen der That und den Erfolg der Handlung wahrnimmt. Lehrreich, wie kaum ein anderer Ausspruch, ist die von Eckermann aufbewahrte Aeußerung über Canning aus Anlaß von dessen Auftreten in den portugiesischen Angelegenheiten.

„Es giebt Leute, die diese Rede grob nennen; aber diese Leute wissen nicht, was sie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondiren. Es ist keine Opposition, sondern eine bloße Frondation. Sie müssen etwas Großes haben, das sie hassen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten sie den,

und sie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann, als es mit diesem aus war, frondirten sie die heilige Allianz, und doch ist nie etwas Größeres und für die Menschheit Wohlthätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal ist das Product eines großen Bewußtseins. Er fühlt sehr gut den Umfang seiner Gewalt und die Größe seiner Stellung und er hat Recht, daß er spricht, wie er empfindet. Aber das können diese Sansculotten nicht begreifen, und was uns Andern groß erscheint, erscheint ihnen grob. Das Große ist ihnen unbequem, sie haben keine Ader es zu verehren, sie können es nicht dulden." Kann man die politischen Ueberzeugungen verkennen, die sich in solchen gewaltigen Worten aussprechen?

Im Anschluß an die Katholikenemancipation bemerkte Goethe mit weit mehr Voraussicht, als die Whigs damals besaßen, er würde nicht dagegen stimmen, aber er ließe sich protocollarisch versichern, daß man seiner gedenken werde, wenn einst der erste Protestant in Irland in Folge davon um einen Kopf kürzer gemacht worden sein werde. Er besaß eine volle Einsicht in die weitgehenden Absichten des wiederaufstrebenden Papstthums: „Bei den Katholiken," sagte er, „sind alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben."

Goethe war auch in den kirchlichen Dingen voll=

ständiger Praktiker, nichts vermochte ihn in der richtigen Abschätzung der politischen Lage bald nach dieser, bald nach jener Seite irre zu machen; die verbreitete Meinung, als hätte im gebildeten Europa die Macht von Rom ihren Boden gänzlich verloren, hat er nie getheilt, aber er hat sich darüber weder beschwert, noch gefreut; er war auch auf diesem Fleck der wirkliche und wahre Staatsmann. Beobachtung der Thatsachen und treue Hingebung an dieselben, woraus die Achtung des Gewordenen entspringt, waren die einfachen Triebfedern aller seiner politischen Ueberzeugungen und Handlungen. Und hierdurch war er in erstaunlicher Weise befähigt, an seinem Musensitz von Weimar, an einem Orte, welcher kein großes Centrum der Politik genannt werden konnte, und auch zu der Zeit, wo er eine unmittelbare Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten nicht entfernt mehr nahm, fast immer das Richtige über den großen Gang der Begebenheiten auszusprechen. So hatte er die Lage der Dinge in Europa zur Zeit des Congresses von Verona mit solcher Klarheit vor Augen, daß er die dort erfolgten Abmachungen der Mächte genau zu errathen im Stande war. Seine Kenntniß der spanischen Revolution wußte er mit sicherm Griff aus einem Buche zu entnehmen, welches in der That eines der besten war und geblieben ist, die damals über den Gegenstand erschienen waren. Goethe stützte sein Urtheil darauf, ohne den unterrichteten Diplomaten, der der anonyme Verfasser war, zu kennen.[8])

In gleicher Weise zeigte sich der Meister in den griechischen Angelegenheiten vollkommen auf der Höhe der politischen Auffassung. Er kannte auf das Genaueste die Eifersucht der Mächte in Bezug auf Konstantinopel, „welches doch nicht zerstört werden könnte, und keinem unserer Potentaten ohne Gefahr, dessen Weltherrschaft dadurch zu begründen, überlassen werden dürfe.“ Als er jedoch erfuhr, daß Lord Stratford von Konstantinopel abgereist sei, wußte er dem gleich die Deutung zu geben, daß die Engländer die griechische Sache für gewonnen halten. Aber er stellte dem neu zu gründenden griechischen Staate auch sofort das richtige politische Horoskop, wenn er darauf hinwies, daß die Mächte durch eine Schöpfung dieser Art zwar die türkische Macht beschneiden, aber nimmermehr den großgriechischen Traum erfüllen würden. Fürwahr! Goethe zeichnete sich durch dieses nüchterne Urtheil vor vielen damaligen Griechenfreunden aus; und selbst von einem so gewandten, tief in die Sache verwickelten Herrn, wie der kluge, eben damals aufgestellte Coburgische Candidat des künftigen Griechenthrons, könnte man nicht behaupten, daß er klarer und vorurtheilsfreier die Dinge betrachtet hätte.[9])

Nicht minder bewundernswürdig ist eine andere Beurtheilung der Lage, die Goethe später in Betreff der Präsidentschaft Capodistrias zu vernehmen gab: „Ich will ein politisches Geheimniß entdecken, das sich über kurz oder lang offenbaren wird. Capodistrias kann sich an der Spitze der griechischen Angelegenheiten auf

die Länge nicht halten, denn ihm fehlt eine Qualität, die zu einer solchen Stelle unentbehrlich ist; er ist kein Soldat. Wir haben aber kein Beispiel, daß ein Kabinetsmann einen revolutionären Staat hätte organisieren und Militär und Feldherrn sich unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze einer Armee mag man befehlen und Gesetze geben, und man kann sicher sein, daß man gehorcht werde; aber ohne dieses ist es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu sein, hätte nie zur höchsten Gewalt emporsteigen können, und so wird auch Capodistrias sich nicht behaupten."

Wollte man auch noch gelegentliche, retrospective Betrachtungen Goethes über Ereignisse aus seiner früheren Lebenszeit hier sammeln und prüfen, so würde man sich über manche gerade damals recht hart umstrittene Frage ein nicht nur geistreiches, sondern scharf zutreffendes Wort aneignen können; wie etwa die energische, jugendlich frische Vertheidigung Preußens in Betreff der Theilungen Polens. Gegenüber der schädlichen und, wie Goethe meint, aufreizenden Schrift von Raumers über die Theilung Polens, liest man mit wahrem Wohlbehagen, was der erfahrene Politiker kurz und bündig dagegen vorbringt: „Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen, sollte Preußen leer ausgehen, während Rußland und Oesterreich zugriffen?" Fürwahr, der 82jährige Goethe durfte hinzufügen: „Ich stelle

mich höher, als die gewöhnlichen, platten, moralischen Politiker."

Solche Meinung war aber damals, wo jeder gute Deutsche für Polen schwärmen zu müssen glaubte, selten, und wurde als ein recht unverzeihliches Verbrechen angesehen. In dem neurevolutionären Katechismus der Zeit nahm die Befreiung und Wiederherstellung Polens eine hervorragende Stelle ein und wer sich dafür nicht begeisterte, galt als Feind der Freiheit und des Fortschritts. Allein es ist doch nicht anders: der Gegensatz, der in den spätern Lebensjahren des Dichters sich allenthalben zwischen der liberalen Tagesmeinung und der Anschauung der bewährten Staatskunst herausgebildet hatte, trübte gegenseitig wie die Stimmung, so das Urtheil. Die Fragen, die sich in diesen Punkten ergaben, betrafen nicht nur die äußere, sondern auch die innere Politik. Auf die letztere legte man zu alledem das größere, ja das ausschließliche Gewicht und unmöglich wäre es für Jemanden, der in einem öffentlichen Amte stand, gewesen, in Bezug auf Verfassungs- und ähnliche Angelegenheiten sich schweigend und im Verborgenen zu halten. Der Geist der neuen Weltepoche kam an jedem Orte zu seiner Geltung und auch Goethe war gezwungen hier offizielle Stellung zu nehmen.

Die Verhältnisse, die durch das früh entwickelte Verfassungswesen des neugestalteten Großherzogthums Weimar entstanden waren, brachten mancherlei Be-

wegung mit sich. Wenn Goethe in der Okenschen Sache genöthigt war mit seiner gutachtlichen Aeußerung hervorzutreten, so ist dieser Umstand für die zusammenhängende Kenntnißnahme seiner politischen Auffassung heute besonders erwünscht, denn man besitzt wenig eigentliche Staatsschriften, in denen Goethe seinen politischen Meinungen motivirten Ausdruck gegeben hätte. Nun aber eröffnet sich uns durch das Gutachten über die Behandlung der öffentlichen Presse ein Gebiet von weitgreifender Bedeutung; wenigstens ein Theil der inneren Politik tritt bei Besprechung dieser Dinge in volle Beleuchtung. Es mag daher gestattet sein der Staatsschrift, die von Goethe in Bezug auf die Herausgabe der Okenschen Isis erfordert wurde, eine etwas größere Aufmerksamkeit zu schenken. Denn da es schon damals nicht unbekannt blieb, wie Goethes Ansichten im stärksten Widerspruch mit den in Jena herrschenden Ideen standen, so konnte es auch nicht fehlen, daß gerade von diesem Punkte aus auf dem klaren Spiegel des Goetheschen Charakters die bewegtesten Linien gezogen wurden, die ein thöricht geworfener Stein nur immer verursachen mochte. Und doch muß man sagen, daß sich Goethe trotz seiner Abneigung gegen alles unreife politische Treiben gerade in dieser Okenschen Sache weit freidenkender gezeigt hat, als man annahm. Er stand der reaktionären Gewaltthätigkeit des Tages eben so fern, wie der zuchtlosen Opposition. Jedem nützlichen Fortschritt ergeben, dachte nie Jemand weniger daran,

die freie Meinungsäußerung zu hindern, als Goethe. Die thatsächliche Schwierigkeit, die ihm klarer zu sein schien, als seinen übrigen Amtsgenossen, lag darin, daß über die rechtlichen Mittel, den Mißbrauch der Presse zu verhindern, bei den einzelnen Regierungen so gut wie bei der Bundesversammlung völlige Unsicherheit und Unklarheit herrschte. Wenn er sich daher über die Preßfreiheit überhaupt sehr ungünstig äußerte, und den Schaden, den sie stiftet, größer, als den Nutzen erachtete, so fand er sich eben einer ungelösten Frage gegenüber und man dürfte nur nicht glauben, daß er die weite Verbreitung dieses Uebels allzu tragisch nahm. Auch heute noch möchte sein heiteres Scherzwort Jedermann aufs Wärmste zu empfehlen sein: „Gegen die Preßfreiheit“ gebe es nur eine Rettung, die „Nicht-Lesefreiheit.“

Ueber die Beschwerde, welche die Weimarsche Polizeibehörde ohne jede äußere Beeinflussung schon im Jahre 1816 gegen Okens Isis erhoben hatte, waren alle geheimen Räthe des Ministeriums von dem Großherzog zur Abgabe von Gutachten aufgefordert worden. Es ist ein alter Irrthum, der durch die Vogelsche Publikation des Briefwechsels gestärkt worden ist, wenn man annahm, Goethe hätte in der Sache allein gesprochen. Die amtliche Aeußerung Goethes findet sich mit allen Gutachten der übrigen Minister noch in einem Aktenbande zusammengeheftet, auf welchem ein kluger Beamter schon damals die Ueberschrift unter Anwendung

des Wortspiels „Preßfrechheit“ statt „Preßfreiheit“ angebracht hatte. Ich will hinzufügen, daß die Gutachten von Voigt und Fritsch viel ärgerlicher, herber und verdrießlicher lauten, als dasjenige unseres Dichters, und daß ein persönliches Einschreiten gegen Oken gerade durch Goethes Rathschläge zunächst vermieden worden ist. Er war es, der sich gegen jede persönliche Bedrohung des Herausgebers der Isis auf das bestimmteste aussprach und auch von jedem fiskalischen Beleidigungsprozeß abrieth. Was uns aber an dem Schriftstück, das Goethe mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verfaßt hatte, am Meisten interessirt, ist sein Urtheil über den allgemeinen Werth jener Ideen, welche der Jenaische Naturforscher, wenn auch in recht ungeordneter Weise, in seinem Blatte vertrat.

Mit wahrhaft olympischer Verachtung sieht Goethe auf den Geist des Blattes und den politischen Unverstand eines Mannes herab, dem er seine Anerkennung als Gelehrten nicht einen Augenblick versagen möchte. „Die ungehinderte Verwegenheit, die täglich wächst, wenn man sie gewähren ließe,“ „die Narrenspossen, deren sich der Herausgeber der Isis bedienen könnte,“ „die Frechheit, Wildheit und Geschmacklosigkeit“ werden an Okens Unternehmen rücksichtslos gekennzeichnet. Goethe erklärt sich unbedingt für eine Maßregel, die man gleich von vornherein hätte ergreifen müssen, für die einfache Unterdrückung des Blattes. Daß er aber damit nicht empfehlen wollte, etwa auf den Standpunkt abgethaner,

alter Zeiten und Verhältnisse zurückzutreten, ersieht man aus der Bestimmtheit, mit der er das frühere patriarchische Verfahren in solchen Fällen verwirft. Nicht in den Formen der alten Regierungsweise möge man fortfahren, „weil sie in unserer Zeit brechen müsse.“ „Die neuen Verhältnisse verlangten eine Art von Dictatur.“ Es sei erforderlich, ein neues Censurgesetz auszuarbeiten, dazu müßten besondere Maßregeln rechtzeitig ergriffen werden. Leider hat Goethe nicht näher ausgeführt, wie er sich die verbesserten Censureinrichtungen vorstellte, aber man darf nicht unterlassen zu bemerken, daß es nirgends ersichtlich ist, ob er mit einem ernsten Repressivsystem nicht ganz zufrieden gewesen wäre. Daß er die Präventivcensur ausschließlich begünstigte und vertheidigte, ist durchaus nicht erwiesen. Was ihm sicher stand, ist nur dies, daß die Staatsgewalt die Mittel behalten sollte, eine Grenze „des Wahnsinns, der Unbescheidenheit und der Verwegenheit“ zu ziehen, denn „sie und ihre Geschwister und ihre Verwandte sind, ihrer Natur nach, unbedingt nicht zu belehren und nicht zu bändigen.“ [10])

Die politische Auffassung der innern Angelegenheiten des Staates steht bei Goethe im Gegensatz zu dem, was er in den auswärtigen Verhältnissen zuweilen noch für zulässig erachtete, ausschließlich unter den Gesichtspunkten sittlicher Weltanschauung und ethischer Zwecke der Menschheit. Daher kommt es, daß er die politische Wirksamkeit jedes Einzelnen hier unter das

strengste moralische Maß gestellt wissen will. Die ganze gewaltige Erinnerung des Zeitgenossen der Schreckensherrschaft bricht bei allen Gelegenheiten durch, wo sich durch Unverstand und Schwäche ähnliche Gefahren erneuern könnten. Er war der leidenschaftlichste Feind aller Unklarheit und alles ziellosen Widerstandes. Die Oppositionsmenschen, namentlich aus der Reihe jener Klassen, für die ihm die Politik ein bloßes Spiel zu sein schien, erregten halb sein Mitleid, halb seinen Verdruß. Er vermochte einen Mann, wie Luden, nicht zu begreifen, als ihm dieser sein Gründungsprogramm der „Nemesis" vortrug, da ihm doch keinerlei Kenntniß von den Dingen, die er behandeln wollte, zu Gebote stände; und ebenso hielt er die Opposition in Würtemberg für „absurd," da er zu bemerken glaubte, daß man dort in den Verfassungssachen gar nichts Positives hervorzubringen wüßte. „Hätte ich das Unglück" — sagte er — „einmal in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finstern Kreise ewigen Tadels des Bestehenden herumzutreiben."

Faßt man die ganze Denkungsart Goethes über politische Dinge zusammen, so wird man nun wohl die Behauptung für begründet genug erachten, daß er sich niemals und in keiner Sache zu einer bestimmten Richtung gehalten hat. Er gehörte keiner Partei an und huldigte keinem System, er war der Mann der Thatsachen, der historischen Erfassung des Gegenstandes und der auf

den Regierungszweck gerichteten Geschäftstüchtigkeit; die Politik war ihm eine Sache der dazu berufenen Regierungskreise, eine Kunst, die gelernt und verstanden sein müßte und für die er im Hinblicke auf ihre wohlthätigen, und gesellschaftlich geheiligten Wirkungen die höchste Achtung hegte. Er war jedoch für seine Person der politischen Thätigkeit eher abgeneigt und nicht aus Vergnügen widmete er sich den schwierigen Geschäften, die in dieser Beziehung das Schicksal auf seine Schultern gelegt hatte. Als er mit Eckermann einmal von Napoleon sprach, dessen wirksames Wesen ihn immer wieder zu neuer Bewunderung hinriß, hat er ein Wort gebraucht, welches man als ein seltenes bezeichnen darf, und das den innersten Kern aller seiner politischen Ansichten und Beurtheilungen ohne Zweifel am deutlichsten enthüllt. Er nannte das, was die Politik werth und unwerth macht, die „Productivität der Thaten". — „Ja, ja," sagte er, „mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um productiv zu sein, es giebt auch eine Productivität der Thaten, die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht."

Und weiter: „denn was ist Genie anders, als jene productive Kraft, wodurch Thaten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind." Er war unerschöpflich in der Anführung von Beispielen für diese Productivität: „Luther war ein Genie sehr bedeutender Art; er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage,

bis er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, productiv zu sein, ist nicht abzusehen" ..... „Ob Einer sich in der Wissenschaft genial erweist, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob Einer ein Lied macht, wie Béranger, es ist Alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçus, die That lebendig sei und fortzuleben vermöge."

Wenn ich nicht irre, liegt in diesen Worten der Weisheit auch das Geheimniß der politischen Weltanschauung Goethes verschlossen; aus der Harmonie der Kräfte, die in der menschlichen Seele ruhen, entwickeln sich ihm Gedanken, wie Thaten in fortzeugender Bewegung und der nachwirkende Erfolg bedingt im Guten und Schlechten ihren Werth. Wer aber neben den geistigen Werken des Genies der staatsmännischen Thätigkeit des Menschen einen so hohen Rang zuzuschreiben im Stande war, besaß einen ungeheueren Schatz, wie von Interesse, so auch von Achtung und Erkenntniß für diese Dinge. Durch eine große, merkwürdige und eigentlich zu wenig beachtete politische Lehrzeit ist Goethe auf diesen hohen, reinen und beruhigten Standpunkt erhoben worden, auf welchem die allgemeine Lebensweisheit und die Erfahrung des wohlgeübten Staatsmanns in Eins zusammenflossen.





II. Lehrjahre und Lehrmeister.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der reizenden Erzählung Goethes von seinem ersten Zusammentreffen mit Karl August in Frankfurt![11]) Es lagen Mösers patriotische Phantasieen auf dem Tische. „Da ich" — fährt der Dichter fort — „sie nun sehr gut, die Gesellschaft sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand sich der schicklichste Anlaß zu einem Gespräch mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken."

Es ist gewiß sehr merkwürdig, daß bei der großartigsten, tiefinnerlichsten und nachhaltigsten Verbindung, welche in unserer Geschichte zwischen einem Fürsten und einem Dichter jemals geschlossen worden ist, Justus Möser gleichsam zu Gevatter gestanden hat! Was und wie Goethe über den praktisch und theoretisch ein-

greifenden Staatsweisen von Osnabrück dachte, sprach er an den verschiedensten Orten aus. Da wo er von der Unterredung mit dem jungen Weimarischen Herzog und seinen Begleitern Mittheilung macht, bezeichnete er sehr passend die Aufsätze Mösers über die Bedeutung der kleinen Staaten in Deutschland als besonders lehrreich. Mit gutem Grunde konnte er Möser als den Begründer einer Ansicht loben, die gegenüber den so oft gehörten leeren Redensarten von der Anarchie und Zersplitterung des Reiches den gesunden Kern der deutschen Entwicklung enthüllte. Einen trefflicheren und gewandteren Erklärer seiner Lehre hätte Möser nicht zu finden vermocht; bei der guten Kenntniß, die Goethe sich schon längst von deutscher Reichsverfassung und deutschem Staatsrecht erworben hatte, vermochte er besser als irgend Jemand den tiefen Sinn der Osnabrückischen Geschichte darzulegen.

Hochschätzung des historisch groß empfundenen alten deutschen Kaiserreichs und daneben richtiges Verständniß für Bedeutung und Aufgaben des deutschen Fürstenthums — diese beiden Angelpunkte einer conservativen und dabei doch innerlich fortschreitenden politischen Ueberzeugung mußten ungezwungen einen tiefen Eindruck auf einen zu That und Wirksamkeit entschlossenen jungen Fürsten ausüben. Auch des Herzogs Erzieher, Graf Görtz, dem es an weit reicherer Erfahrung, als sie die jüngeren Männer besitzen konnten, nicht mangelte, schien für den Möserschen Standpunkt nicht un-

empfänglich zu sein, wenn auch seine spätere Laufbahn bewies, daß er eine so günstige Auffassung von der Haltbarkeit der deutschen Reichsverfassung wohl kaum getheilt haben dürfte. Von einer Abneigung oder einem Mißtrauen gegen den jungen Frankfurter Doctor durfte zunächst nicht entfernt die Rede sein. Dem sächsischen Fürstensohne dagegen konnte die einzig mögliche, durch das Alter geheiligte Form des Reiches, in welcher dem ständisch gegliederten Einzelstaate die größte Selbstständigkeit erhalten war, unter allen Umständen nur zusagen. Genau das, was Goethe zu vertreten schien, war den Bedürfnissen entsprechend; es war zugleich das, was der junge Fürst recht eigentlich brauchte. Was bieten die patriotischen Phantasieen an reichen Anregungen zu Reformen! Wie zeitgemäß sind alle Vorschläge, die hier gemacht werden: In dem ersten Theile der patriotischen Phantasieen, die Goethe bei Karl August vorfand, liest man von dem Handel der kleinen Städte und was die Landesherrn dafür thun können; man liest von Armenpflege der Gemeinden, von der Hollandgängerei im Stifte Osnabrück, von der Entstehung der Bauernhöfe. Und bei aller Lust zu Verbesserungen, die feste Ueberzeugung, daß dieselben in der Gesellschaft immer nur vom Innersten des Hauses, von der Familie ausgehen und in der Spinnstube ihren Anfang nehmen sollten. Da ist kaum ein Gebiet der Verfassung und Staatsverwaltung, wo nicht, so gut wie über die Justiz und über städtisches Wesen, die trefflichsten Gedanken

ausgesprochen sind. Wie viel sich Goethe von den Anschauungen Mösers angeeignet hatte, ersieht man aus einer andern Stelle von Wahrheit und Dichtung: „Ein solcher Mann," heißt es da, „imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand es zu erfassen."

Diese deutsche Jugend fand aber noch damals in ihrem Streben und in ihren Zukunftsplänen einen sehr starken Halt an dem, was Goethe den „beruhigten Zustand des deutschen Vaterlandes" nannte. Die Stelle, wo Goethe sich über die gegründete Festigkeit des ganzen Staatsgebäudes ausspricht, sollte man zum Zweck seiner, wie der Kenntniß des ganzen historischen Geistes des vorrevolutionären Zeitalters sich stets gegenwärtig halten. Die Nachgeborenen, die immer nur die Wirkungen der revolutionären Eroberung und Zerstörung Deutschlands wahrnehmen, dachten und denken nicht anders, als daß in dem Vaterlande von 1775 kein Mensch etwas Anderes erwartete und vielleicht gar hoffte, als den täglichen Zusammenbruch aller Verhältnisse und Zustände. Das Geschlecht, das mit Goethe und Karl August in seine Lebenswirksamkeit trat, hat aber entfernt nicht solches vorausgesetzt. Goethe gehörte nicht zu den Schülern Pütters, der die deutsche Reichsverfassung überhaupt zu dem Größten und Vollkommensten rechnete, was die Menschengeschichte hervorbrachte, vielmehr bemerkte er einmal, daß Deutschland eigentlich keine Ver-

fassung im strengsten Sinne des Wortes gehabt hätte, aber er war doch in seiner Jugend vollkommen davon erfüllt[11a]), daß in diesen „subordinirten“ und „coordinirten“ Verhältnissen von Kaisern, Königen und Fürsten eine Festigkeit der Staaten und Regierungen, ja ein Staatsgebäude sich darbiete, welches den reich gegliederten Ständen — und auf deren Dasein ist überhaupt der gesellschaftliche Zustand gebaut — eine unvergleichliche, vornehme Sicherheit und Freiheit ihrer Lebenswirksamkeit gewährt. Man muß diese herrlichen Schilderungen Goethes lesen und immer wieder lesen, wenn man den ganzen Gegensatz der Zeiten, wenn man den Zwiespalt, der durch die große Revolution in die Europäische Welt gekommen ist, in seiner zersetzenden Tiefe erkennen will. Kaum Jemand hat denselben so klar und bündig zur Anschauung gebracht, als es in der Lebensgeschichte des Dichters geschieht. Selbst Ranke, der sich so gerne über diese Veränderungen aussprach, hat den Geist des alten Jahrhunderts in seiner persönlich befriedigenden Thatkräftigkeit nicht so zu schildern gewußt. Nur wenn man heute Taines Buch liest, findet man sich, wie schon bemerkt, in die Stimmungen versetzt, die der Dichter schildert, da er die politische Denkungsart seiner Jugendzeit im vollen Bewußtsein dessen, wie anders es nachher geworden war, mit unnachahmlicher Meisterschaft darstellt. „In Deutschland,“ so schließt er diese Beschreibungen, „war es noch kaum Jemandem eingefallen, jene ungeheuere privilegirte Masse

zu beneiden, oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen."

In der Ueberzeugung, daß auf dem festen Grunde der bestehenden Staatsverfassungen auch selbst im kleinsten Theile des Ganzen durch vernünftiges Verbessern ein edles Ziel treuer Lebensarbeit erreicht werden wird, ist Goethe an die Seite eines deutschen Fürsten getreten, der ihn nicht blos brauchen, sondern, was dem Herzen des achtzehnten Jahrhunderts unentbehrlich schien, auch lieben konnte. Zwischen dem Vater des Frankfurter Bürgersohns und diesem selbst war dagegen eine reichsstädtisch schroffe Meinungsverschiedenheit über den Charakter von Fürsten und fürstlichem Dienst überhaupt vorhanden, aber gerade dieser Umstand beweist, daß Goethe die Frage einer Weimarer Stellung gewiß auf das sorgfältigste geprüft hat. In den Biographieen des Dichters wird der Eintritt in das neue Verhältniß gewöhnlich nicht geschäftlich genug betrachtet. Man denkt nur immer an Freundschaft und persönliche Bande, die sich doch erst im Laufe der Zeit entwickeln konnten.

Als in spätern Jahren der Antrag an Goethe herantrat, eine in Frankfurt eben freigewordene Rathsherrnstelle anzunehmen, wies er doch sehr bestimmt auf die Verpflichtungen hin, die ihm durch die „ausgezeichneten Gnaden des Herzogs Durchl." erwachsen seien, wo er denn in einer Zeit großer Bedrängnisse seinen Dienst am wenigsten verlassen könnte. In den letzten Lebensjahren sprach er sich auch einmal über die An-

nehmlichkeit geschäftlichen Verkehrs mit Fürsten aus: „Was die Verhältnisse mit Fürsten theuer und werth mache, sei das Beständige und Beharrliche darin, wenn einmal ein Vertrauen entstanden; so zwischen ihm und dem Herzog.“ So großen Antheil auch die persönlichsten Empfindungen und rein menschliche Momente an der Knüpfung des edelsten Verhältnisses zwischen Fürst und Dichter haben mochten, so zeigen die Schlußbetrachtungen in Dichtung und Wahrheit doch unverkennbar die Erinnerung an große und schwere Entschlüsse zu neuen, ungekannten Aufgaben und Wegen, die sich an Weimar nothwendig anschließen mußten, wenn er sich daselbst gebunden haben würde.

Zunächst war es der Eintritt in den höhern Kreis von Existenzen, denen in der Vorstellung der Zeit alles politische Leben und Wirken als ausschließliche Domäne vorbehalten zu sein schien, was auch einem Goethe den völlig neuen Lebensinhalt seines Weimarer Aufenthalts zum Bewußtsein bringen mußte. Karl August gehörte zu den in den Ernestinischen Häusern sehr häufig vorkommenden, ungewöhnlich frühreifen Naturen. Seit den ältesten Zeiten zeigten schon die Stammväter dieses großen Geschlechts eine auffallend rasche Entwicklung ihrer jugendlichen Kraft in körperlicher und geistiger Beziehung. Man muß sich dieses Umstands durchaus erinnern, wenn man das Verhältniß von Goethe zu Karl August richtig verstehen soll. Der Vater und Großvater Karl Augusts waren in den frühesten Lebens-

jahren zur Regierung und zu Regierungsgeschäften berufen. Von den prächtigen, klugen und tapfern Söhnen Johanns von Weimar, unter denen der Held des dreißigjährigen Krieges heranwuchs, könnte man sagen, sie hätten das Scepter schon als Knaben zu führen gewußt. Bei so vererbter Anlage verschwand die Vorstellung des jugendlichen Alters oder vorhandener Altersunterschiede in Bezug auf Karl August bei dessen Umgebung sehr rasch. Die frühe Heirath war geeignet das hausväterliche Ansehen des Fürsten noch mehr zu heben.

Als Karl August von seinem Fürstenthrone Besitz ergriff, stand der geborene Herr und Herrscher in voller Gestalt vor seinem Land und neben den Mitfürsten des Reichs. An den mütterlichen Verwandten, an Oheim und Großoheim besaß er lebendige, starke Vorbilder souveräner Fürstenempfindung; ein Zeitalter höchster landesherrlicher Gewaltübung wirkte das Uebrige. Sehr erklärlich, daß die damalige Welt von „Verliebtsein" des Fürsten in den jungen Doctor aus Frankfurt sprach, da sie einen andern Grund für das Verhältniß, das sich bildete, nicht aufzufinden wußte. Dieser junge Doctor aber, der seinerseits recht gut wußte, daß man in dem Kreise, in den er eintrat, nur nach Stellung, Würden und Ahnen fragte, konnte verständiger Weise zunächst nichts sein wollen, als alles das, wozu ihn sein Fürst machte. Ihn reizte diese neue Welt, in der er sich immer behaglicher zu fühlen begann, er wußte sich endlich keinen Platz zu ersinnen, wo er sich wohler befände,

als in dieser „engweiten Situation," „da ich einmal die Welt kenne und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht."

Das persönliche Verhältniß zwischen dem reichbegabtesten Fürsten und dem größten Dichter ist zu allen Zeiten sehr verschieden beurtheilt und aufgefaßt worden. In der ganzen Stufenleiter von der äußersten Bosheit bis zur überspanntesten Gefühlsschwärmerei hat keine Art von Tadel und kein Lob in Schrift und Rede darüber gemangelt. Man hat vielleicht in der Goetheforschung bösen Weibern und thörichten Männern wirklich zu viel Ehre angethan, wenn man ihre Urtheile, statt sie zu vernichten, der Nachwelt in immer neuen Gestalten aufbewahrte. Doch ist in jüngster Zeit ein abschließender Versuch gemacht worden, das merkwürdige Verhältniß aus der Tiefe psychologischer Empfindung und unmittelbarer Bekenntnisse rein herauszugestalten. Suphan hat in seiner reizenden Art tiefempfundener Interpretation aus dem Gedichte „Ilmenau" mit Zuhilfenahme von nur wenigen und guten Aussprüchen der Zeitgenossen ein unendlich edles Bild der Beziehungen von Fürst und Dichter zu entwerfen gewußt. An diese feine Zeichnung wird man unter allen Umständen anknüpfen müssen, wenn man etwas Verständiges hierüber zu sagen beabsichtigt.[12])

Ilmenau ist ohne Zweifel, was die Franzosen eine Confession genannt hätten. Suphan weist namentlich die echt Goethesche geisterhafte Vergegenständlichung des

innern Goethe in dem Gedichte mit prächtiger Ungezwungenheit nach. In dem Wirrsal nächtlicher Erinnerungen und Zukunftsträume findet er das Goethesche Selbstveredlungsideal wieder; er zeigt, wie das Gedicht in der Lehre seine Lösung findet, daß der Mensch nur in der Arbeit an sich selbst die Irrthümer und Zweifel, die ihn bedrängen, bändigt. Und in dieser Selbsterziehung sieht sich der Dichter aufs Innigste verbunden mit dem Fürsten, der dort im Zelte schläft. In der Schilderung des Gedichts von diesem Zustande sind in der That die feinsten und zutreffendsten Bemerkungen über den großen und edlen Charakter Karl Augusts ohne Schmeichelei niedergelegt, und noch in später Zeit hat sich der Dichter dieser seiner Verse als Ausdruck vollendetester Wahrheit rühmen dürfen. Das Große und Größere, das der Dichter dem Fürsten weissagte, betrachtete er unter dem Gleichniß natürlicher Phänomene: „wie die Raupe sich entpuppt.“

Wie groß der Dichter seinen Antheil an dieser inneren Entwicklung schätzte, dürfte man indessen kaum aus dem Gedichte herauslesen wollen. Man steht hier vor der Frage, die Suphan sehr wohl einzurahmen wußte, wenn er sagt: „Wenn ich das Wort Erziehung und ähnliche gebrauche, so geschieht es in der freiesten Bedeutung. Von einer Leitung durch Vorbild und That ist die Rede. Denn ein bedeutender Charakter wird nicht erzogen, er erzieht sich selbst.“ Indessen ist nicht zu läugnen, daß alles Heranziehen von Stimmen der

Zeitgenossen über das Verhältniß von Fürst und Dichter eher geeignet ist, die Sache zu verdunkeln, als aufzuklären. Wo die Welt Günstlinge wittert, wird sie immer geneigt sein an Einflüsse zu denken, die im guten oder schlechten Sinne überschätzt sind. Damals beliebte man die Sache mehr ins Schlimme zu verkehren, die spätern und die heutigen sind geneigt, das Vorbild und gute Beispiel ziemlich ausschließlich auf Seite des ein paar Jahre ältern Dichters zu finden.

Man kann die Vertraulichkeit zwischen einem fürstlichen Herrn und seinem Diener auf das Höchste gesteigert denken, aber man darf nur nie dabei eine Verschiebung des thatsächlichen Unterschieds von Rang und Stellung voraussetzen. Unsere Vorstellung von Beziehungen und Freundschaften solcher Art wird stets zu Mißverständnissen führen, wenn man die Schlagworte des revolutionären Zeitalters der égalité und fraternité nicht recht gründlich dabei ausschließt. Das achtzehnte Jahrhundert hatte keinen Raum dafür. Der ideale Glanz, der menschlich auf dem einzigsten Verhältniß, das die Geschichte kennt, ruht, darf nicht die Nothwendigkeit beseitigen wollen, in dem Alltagsleben der Geschäfte zugleich die gegebenen Grenzen der Stellungen und Leistungen zu erkennen und festzuhalten. Gewiß kann das, was Goethe dem fürstlichen Freunde gab und nützte, zu hoch nicht leicht geschätzt sein, dennoch aber war ein Gebiet vorhanden, wo der Fürst durchaus der Meister und der Dichter ganz der Lehrling war,

und, wie ich gleich hinzufügen will, auch stets geblieben ist. Und dies Gebiet — es heißt mit einem Wort die Politik.

In Weimar eröffnete sich dem jungen Dichter ein Kreis von Menschen, den er in Götz und Egmont soeben ganz erfahrungslos — er bemerkt es einmal selbst — aus freier Phantasie zu gestalten bemüht gewesen war. Kein Wunder daher, daß er dieser hohen Welt gegenüber zunächst sich häufig wie der Beobachter vorkam, der blos Studien für seine Dramen zu machen hätte. Ein bezeichnendes Wort schrieb er in dieser Beziehung 1778 im Mai vom Dessauer Hofe: „Ich scheine dem Ziele dramatischen Wesens immer näher zu kommen, da mich's nun immer näher angeht, wie die Großen mit den Menschen und die Götter mit den Großen spielen."

Und gleich darauf folgte sein Aufenthalt mit dem Herzog in Berlin und Potsdam. Er sah den „Einzigen," den er von frühester Kindheit als das Schicksal des Jahrhunderts geliebt und gehaßt wußte; und er konnte sich ihm jetzt nähern im Gefolge eines Herrn, der dem unnahbaren König menschlich lieb war. Und diesen gewaltigen Sieger der Schlachten beobachtete er in einem Augenblicke, wo er eben wieder daran ging, mit eiserner Faust in das Räderwerk der Staaten einzugreifen. In unvergleichlicher Schilderung läßt uns der bis dahin stille Musensohn in das Innere eines werdenden und sich bildenden Staatsmannes blicken: „Es

ist ein schön Gefühl an der Quelle des Kriegs zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit für sie geopfert zu werden. Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allem. Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt, von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große, alte Walze, FR. gezeichnet, mit tausend Stiften schließen, die diese Melodieen eine nach der andern hervorbringt."[18])

Das waren politische Lehrstunden!

In dem weiten Kreise der fürstlichen Personen, mit denen jetzt Goethe mehr und mehr vertraut wurde, gab es zuweilen Schwierigkeiten zu überwinden, welche durch einige dunkle Stellen der Briefe mehr vermuthet als erkannt worden sind. Doch wäre es ganz verkehrt, diese Aeußerungen augenblicklichen Mißbehagens und unausbleiblicher Ermüdung so auszulegen, als wäre die Gelehrigkeit des Neulings lediglich eine erzwungene gewesen. Es wird kaum nöthig sein, das Verhältniß zwischen dem trefflichen Fürsten von Dessau und Goethe besonders zu beleuchten, dasselbe wird in der Darstellung der politischen Thätigkeit Goethes während der nächstfolgenden Jahre klar genug hervortreten. Wie freudig lauten auch jedesmal die Berichte des Dichters von den Fahrten zu den Gothaischen Herrschaften, wo man wohl

in der gastlichen Villa des Ministers von Franckenberg, unter den Freunden „die gute Schmiede" genannt, wo nun seit einem Menschenalter unser Gustav Freytag traulichen Haushalt pflegt, mal Rast gemacht hat. Ich möchte indessen den Einfluß Gothas auf Goethes politische Entwicklung nicht allzuhoch anschlagen. Ernst II. war ein zu eigenthümlicher und in das Treiben der geheimen Gesellschaften etwas zu sehr verstrickter Charakter, als daß man bei ihm in die politische Schule hätte gehen mögen; und sein Bruder, ein trefflicher Theilnehmer an jeder literarischen Unternehmung, hielt sich von politischen und Regierungsangelegenheiten recht fern.

Einen ganz andern Einfluß dagegen vermochte Dalberg auszuüben. Der Verkehr zwischen Erfurt und Weimar war leicht und häufig. Der schöngeistig-dilettirende Statthalter bot dem Dichter zugleich ein Beispiel, wie man auf der Stufenleiter der gelehrten Laufbahn bis zu den höchsten Stellungen des deutschen Reichs emporkommen konnte. Die Beziehungen zwischen Goethe und dem Mainzischen Diplomaten und klugen Weltkenner, der seine erstaunliche Carrière meist den persönlichsten Einflüssen und Bekanntschaften zu danken hatte, bewirkten aber leider keinerlei fleißigen Briefwechsel, der von größter politischer Bedeutung hätte sein müssen; und in Folge dessen hört man über dieses wichtige Verhältniß viel zu wenig. Aber in den ersten Jahren des Weimarer Aufenthalts war der Statthalter für Goethe eine wahre Quelle der Kenntniß aller der

tausend Fäden und Beziehungen, von deren sicherer Beherrschung in großen Stellungen meist das Vermeiden von Fehltritten abhängt, auf welche der Neid zu warten und zu rechnen pflegt. Daß Goethe Gründe gehabt haben muß, für diesen allerweltkundigsten Freund eine tiefe Dankbarkeit und Sympathie zu bewahren, ersieht man aus der Art, wie er nach 40 Jahren und langer Trennung den harten Sturz des Großherzogs von Frankfurt aufnahm. Der einzige Trost, dessen Dalberg sich rühmte, war der, daß zwar nur „zwei Frankfurter“ ihm, dem Gefallenen Antheilnahme zeigten, aber „unter diesen der herrliche, große Goethe“ gewesen sei.[14])

Daß Dalberg bei dem Regierungsantritt des Herzogs und bei der Ankunft Goethes auch in den innern Angelegenheiten Weimars eine wohlthätig ausgleichende Rolle übernahm, ist bekannt genug. Gegen die Versuche Karl Augusts mit Goethes Hilfe allzu rasche Eingriffe in die vorhandene Regierungsmaschine zu machen, wie sie von der Regentin zweckmäßig eingerichtet worden war, sowie gegen den übertriebenen, jugendlichen Eifer der Neuerungen überhaupt, glaubte Dalberg nicht ohne Erfolg durch den Grafen Görtz ernsten Rath ergehen lassen zu sollen. Doch ist es kaum zu verkennen, daß der letztere in spätern Jahren, da er in den Dienst des Königs Friedrich getreten war, mit seiner reichen Erfahrung auf die junge politische Welt von Weimar mehr Einfluß zu nehmen vermochte, als in der ersten Zeit der Regierung Karl Augusts.[15])

Mit größerer Vorliebe horchte man auf Karlsruhe, wo Herr von Edelsheim die entschiedenste Gunst des Herzogs erworben und dann auch auf Goethe den bestimmtesten Einfluß gewonnen hatte. Leider fehlen auch für diese Beziehungen die unmittelbaren Zeugnisse eines persönlichen schriftlichen Verkehrs, doch ist aus der amtlichen Correspondenz, welche uns von sachkundigster Seite noch jüngst zu Theil geworden, Licht genug zu gewinnen.[16]) In späten Jahren hat sich Goethe oftmals daran erinnert und davon gesprochen, wie viel ihm lediglich erst durch den großen Verkehr, den Karl August im politischen Leben damals begann und unterhielt, von der staatlichen Welt und ihren Geschäften verständlich wurde. Schon war aber die Nöthigung thatsächlich in die allgemeinen Fragen mit einzugreifen an Karl August und durch ihn an Goethe herangetreten. Viel schneller als man erwarten mochte, war für jeden deutschen Fürsten und besonders für die sächsischen eine neue Kriegsgefahr im Reiche heraufbeschworen worden.





III. In staatsmännischer Action.

Aus der friedensfrohen Ruhe, deren sich Deutschland seit so vielen Jahren zu erfreuen hatte, wurde man in Weimar im Anfange des Jahres 1778 in einer besonderen Weise aufgeweckt. Am 8. Januar war der preußische General Graf Görtz bei seinem Bruder, dem trefflichen Erzieher Karl Augusts, der daselbst zurückgezogen lebte, unerwartet in geheimer Mission des Königs zum Besuch gekommen. Eine äußerst schwierige Aufgabe, für welche Friedrich II. den neutralen, im Augenblick jeder Politik fernstehenden Privatmann passend zu benützen wünschte, ließ erkennen, daß bei dem eben eingetretenen Todesfalle des letzten bayrischen Kurfürsten ernste Verwicklungen bevorstanden. Der Weimarische Graf sollte den geheimen Verhandlungen zwischen Oesterreich und dem pfälzischen Kurfürsten Karl Theodor auf die Spur kommen, von denen man in Preußen nur sehr ungenau unterrichtet war. Indem sich Graf Görtz zwar

ungern, aber mit Rücksicht auf seinen langgehegten Wunsch, in preußische Dienste zu treten, doch endlich zu der Uebernahme des delikaten Auftrags entschloß, läßt sich wohl nicht zweifeln, daß der Herzog von dem Geheimniß wußte; war doch selbst Herder in das Vertrauen gezogen worden.[17])

Weit rascher als Friedrich II. selbst ahnte, waren indessen die Absichten Oesterreichs auf den Erwerb von Bayern öffentlich enthüllt worden und Graf Görtz brauchte nicht den Verräther zu machen. Der Herzog aber war durch diese Umstände in die Lage gekommen, die Pferde früher satteln zu lassen, als irgend ein anderer Fürst und man findet ihn schon im März in voller Action, in Verhandlungen mit seinen Dessauer und Badischen Freunden. Im Mai hatte er sich, wie der schon angeführte Brief Goethes aus Berlin an Frau von Stein zeigt, in die Löwenhöhle gewagt, um sich von dem Gewaltigen des Jahrhunderts zu Berlin selbst Klarheit geben zu lassen.

Es war indessen so gut, wie ausgeschlossen, daß sich der Weimarische Fürst in eine besondere, von den übrigen Reichsständen nicht getheilte, Beziehung zu Preußen in dessen Streite mit Oesterreich zu setzen in der Lage gewesen wäre. Daß dagegen Karl August seinen persönlichen Wünschen wegen seines Eintritts in die preußische Armee bei diesem Anlasse Ausdruck gegeben haben wird, ist durchaus zu vermuthen. Die militärische Laufbahn stand ihm von früher Jugend als großes Ziel

seines Lebens vor Augen, daran ist nicht im mindesten zu zweifeln und es ist gut, in Bezug auf das Verhältniß Goethes zu seinem Herzog ein für allemal sich klar zu werden, daß es ein arges Mißverständniß einiger Goetheschen Briefstellen wäre, wenn man glaubte, derselbe hätte an Karl August in dieser Beziehung je zu hofmeistern gewagt, um ihn zu veranlassen, seine echt soldatische Natur und seinen militärischen Ehrgeiz überhaupt bei Seite zu setzen. Das große Beispiel so vieler mütterlicher Verwandten, deren Kriegsruhm die Welt erfüllte, war ebenso geeignet, wie die Erinnerung an den großen Helden des väterlichen Hauses den Drang des eigenen kühnen und tapfern Herzens zu erregen und zu stärken. Daß man Goethe zuweilen die Thorheit zuschrieb, gegen diese edlen, ritterlichen Tugenden und Absichten seines Herrn angekämpft zu haben, zeigt einen philisterhaften Standpunkt, der sich wirklich in der Literatur zuweilen geltend macht.

Friedrich der Große war gewiß nicht gewillt, den militärischen Trieb des in seinen genialen Anlagen längst von ihm erkannten Neffen zurückzudrängen. Indessen dürfte es dem alten Könige einige Schwierigkeiten bereitet haben, dem jungen Weimarischen Herrn eine, einem regierenden Fürsten entsprechende, Stellung in der Armee schon im bevorstehenden Kriege zu geben. Wie dem nun aber auch sein mochte, zu einer politischen Verbindung hätte es in diesem Augenblicke zwischen Weimar und Preußen nicht kommen können, wenn man

sich nicht in einen gewissen Gegensatz zur bestehenden Reichsverfassung setzen wollte. Von einer solchen Absicht war aber gerade damals in den mittleren und kleinen Staaten am wenigsten die Rede. Vielmehr hatte die entgegengesetzte Strömung die Oberhand; überall wiegte man sich in dem Glauben, es ließe sich durch kluge Benützung der Formen des Reiches gegen die Uebermacht und die Uebergriffe der beiden deutschen Großmächte gleichermaßen ein Damm aufrichten. In dieser Richtung bewegte sich allenthalben die kleinstaatliche Diplomatie, während die Verhandlungen auf dem Regensburger Reichstag zu einem fast vollständigen Stillstand kamen. Selbst die bayerische Erbfolgefrage wurde in gewohnter Weise so verschleppt, daß es zu dem Teschner Frieden kommen konnte, bevor man in den kleineren Staaten noch Gelegenheit hatte, sich gegen die eine oder die andere der kriegführenden Mächte zu weit vorzuwagen.

Indessen gab der bayerische Erbfolgekrieg Goethe die erste Gelegenheit, seit seinem Eintritt in den Weimarischen Dienst zu zeigen, wie er sich in großen politischen Augenblicken zu halten verstände und welche Meinung er in bedeutenden Staatsangelegenheiten vertrat. Für unsere Kenntniß seiner staatsmännischen Fähigkeiten und Eigenschaften ist es von dem erwünschtesten Werthe, daß wir just aus dieser Zeit eine umfassende Denkschrift besitzen, in welcher er mit der ihm eigenen, von der ältern Generation der Regierungsbeamten nicht

selten getadelten Sicherheit sofort Stellung zu der politischen Lage nahm.

Im Winter 1778/79 hatte König Friedrich sich genöthigt gesehen, seine Armee bedeutend zu verstärken, er ließ allenthalben die Werbetrommel rühren, und stellte unter andern auch an die Regierung von Weimar die Forderung, es möchte gestattet werden, hier einen Musterungsplatz zu errichten. General von Möllendorf war speciell beauftragt worden, mit dem Herzog zu unterhandeln und in dieser schwierigen Lage sollte Goethes Rath eine Entscheidung herbeiführen. Eine Angelegenheit von der bedenklichsten und verantwortlichsten Art, denn es war für den kleinen Staat keine geringe Sache, zwischen Oesterreich und Preußen Partei nehmen zu sollen. Indem man hierbei auf keinerlei gesetzliche und staatsrechtliche Deckung durch einen Reichstagsbeschluß zu rechnen hatte, so konnte der Fall gewiß nur aus solchen Gesichtspunkten heraus betrachtet werden, die für die einzuschlagende Politik ein für allemal entscheidend, ja eine Lebensfrage des kleinen Staats, werden mußten.[18])

Das Gutachten, welches Goethe abgab, ist in der That von grundlegender Bedeutung für die Weimarische Politik in den nächsten zehn Jahren geworden; die Gesichtspunkte, die wir hier finden, sind nicht nur die Pole, um die sich die mannigfaltigsten Verhandlungen der nächsten Zeit drehten, sondern sie lassen zugleich die politischen Anschauungen, von denen Goethe erfüllt war,

und ich darf gleich hinzufügen, auf die er sich mehr versteifte, als man erwarten sollte, in bestimmtester Deutlichkeit erkennen. Die gleich in dieser Denkschrift aufgestellten Grundsätze sind für ihn maßgebend geblieben, bis er durch die italienische Reise sich für einen glücklichen Zeitraum allen politischen Geschäften, Aerger und Unfrieden, vielleicht mit Oxenstiernas gewonnener Weisheit, entziehen konnte.

Als Goethe von seinem Herrn zur Beurtheilung der Lage aufgefordert wurde, waren die Verhandlungen schon einige Zeit im Gange; was vorlag, war eine Antwort des Königs auf ein schon früheres Schreiben des Herzogs. Da des Königs Wünsche dringender gelautet hatten und Möllendorfs ergangene Aufforderung eine bestimmte Aussprache von Seite der Weimarischen Regierung unvermeidlich machte, rieth Goethe, die „temporisirende Haltung", wie die Diplomaten zu sagen pflegen, endlich fallen zu lassen, und eine baldige, feste Entschließung darüber zu fassen, welchen Theil man ergreifen wolle. Zunächst erörterte er die Frage nur vom militärischen Standpunkt; er meinte, daß das Land in arge Noth kommen werde, wenn man den Preußen erlaubte, die Mannschaften selbst auszuheben. Niemand werde vor ihnen sicher sein, die eigenen Soldaten des Herzogs werden untreu gemacht und angeworben werden, die Plage werde kein Ende nehmen, sondern mit jedem Herbste sich erneuern. Da wäre es noch besser, meinte er, man träfe Weimarischer Seits selbst die Auswahl

und vertrage sich dahin mit dem Könige, ihm eine gewisse Anzahl von Rekruten zuzuführen. Dies wäre „fürs Ganze noch das geringste Uebel, aber doch bleibt auch dieses ein unangenehmes, verhaßtes und schamvolles Geschäft.“

Für weit wichtiger hielt Goethe jedoch den politischen Gesichtspunkt. Oesterreich, welches den alten Verdacht hege, daß die sächsischen Häuser ihm feindlich gesinnt seien, werde die Sache sehr übel nehmen, und es dürfte dem kaiserlichen Hofe nicht an Gelegenheit fehlen, dem fürstlichen Hause manches Unangenehme fühlen zu lassen. Das Schlimmste werde dann sein, daß „sie gleiche Werbung in den fürstlichen Landen einzulegen verlangen können“ und daß man von beiden Seiten aufs Grausamste bedrängt sein werde.

Um nun dieser Gefahr zu entgehen, war Goethe auf einen Gedanken gekommen, der von der außerordentlichsten Tragweite geworden ist; denn wenn man seinen Vorschlag aufmerksam liest, so kann kein Zweifel darüber sein, daß man es in dem Rathschlag unsers Dichters mit nichts Geringerem, als mit der eigentlichen Ursprungsidee des Fürstenbundes zu thun hat und es ist sehr merkwürdig, daß einer der letzten Versuche, der alternden Verfassung des Reichs neues Leben einzuflößen, jedenfalls von Goethe aufs Eifrigste unterstützt und befürwortet, wenn nicht ausgegangen ist.

In dem Gutachten heißt es, man könne sich, ehe General Möllendorf einen neuen Werbeoffizier abgeschickt

hätte, noch einer kleinen Frist bedienen. Dann fährt Goethe fort: „Zuerst wird man an Hannover, Maynz, Gotha, die übrigen sächsischen Höfe schreiben, und ihnen vorlegen, daß es Ew. Durchlaucht bei gegenwärtigen Umständen Pflicht, Gesinnung und Wunsch sei, Ihre Lande und Unterthanen vor den Beschwerden des benachbarten Krieges auf das Möglichste zu schützen und an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Theil als gesammt mit den übrigen Ständen des Reiches zu nehmen. Sie seien es gewiß, daß an jedem Hofe eben solche Gesinnungen herrschten, und um desto mehr sei es zu bedauern, daß ohnerachtet dieser innerlichen Uebereinstimmung man sich bisher nach einem gemeinschaftlichen Plan zu handeln noch nicht habe verstehen können. Durchlaucht seien jetzo durch einen Vorgang bewogen, mehr als jemals ein näheres Band mit den übrigen Fürsten zu wünschen und eine neue Ueberlegung der so nothwendigen Vereinigung unter sich zu veranlassen, da man preußischer Seits die Werbung neuerdings verlangt habe. So wenig Sie im Falle seien, diese Forderung, wenn sie durchgesetzt werden wollte, mit Nachdruck abzuweisen, so sehr wünschten Sie durch eine Verbindung mit wohlgesinnten Mitständen, deren Länder diesen, oder ähnlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt seien, solchen Zumuthungen sich standhaft widersetzen zu können.“

„.... Zu wünschen wäre es, daß andere glückliche Umstände zusammenträfen, die Fürsten des Reichs aus ihrer Unthätigkeit zu wecken und sehr glücklich wäre es, wenn man durch die Noth gedrungen von hier aus zu einer geschwinderen Vereinigung beigetragen hätte."

Im weitern Verlauf seines Gutachtens kommt dann Goethe auf die Frage zurück, wie sich die Weimarischen Behörden zu benehmen hätten, wenn der preußische Werber sich in Güte oder mit Gewalt eines Musterungsplatzes bemächtigte, wobei ihm denn das Gerathenste erschien, sich von Fall zu Fall so gut wie möglich in die Lage zu schicken. Es hat nur ein geringes Interesse zu erforschen, wie die Werbeangelegenheit schließlich geordnet wurde. Wenn nicht Alles täuscht, wurde von den Weimarischen Behörden selbst eine Musterung vorgenommen, bei welcher Goethe in Buttstädt „die Pursche selbst besichtigte und messen ließ."

Das rasche Ende des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen beseitigte indessen die unmittelbare Schwierigkeit der Lage; der Teschner Friede befreite die Reichsstände wenigstens zunächst von der Gefahr einer weiteren Ausdehnung Oesterreichs in Deutschland, und man wußte dem Könige erneuten Dank für die Erhaltung der „Reichsfreiheit", wie man zu sagen pflegte. Freilich gab es in dem Friedensinstrument eine Bestimmung, die nicht weniger Sorge und Verdruß machte, weil man das Uebergewicht Preußens in Süddeutschland ebenso scheute,

als dasjenige von Oesterreich. Nun hatte aber Preußen das Zugeständniß erreicht, die Fürstenthümer Ansbach-Bayreuth ihres Charakters als Secundogenituren zu entkleiden und dem preußischen Staate unmittelbar einzuverleiben. „Durch den Ansbachischen Anfall," schrieb der Minister von Edelsheim an Karl August, „wird die Freiheit Deutschlands ohnglaublich geschwächt."

Im mittleren und westlichen Deutschland war die Furcht vor den Großmächten seit dem bayrischen Erbfolgekriege gleichmäßig gewachsen, als aber Joseph II. durch den Tod seiner Mutter freiere Hand zu handeln erhielt, mußte man vermöge des zufahrenden und rücksichtslosen Wesens des Kaisers besonders vor Oesterreich auf seiner Hut sein. Und doch wollte damals auch Niemand mit Preußen sich enger verbinden, und dachte entfernt Niemand daran, sich unter den Schutz des alten Königs zu begeben. Edelsheim schrieb an Karl August: „Jedem deutschen Herzen und besonders einem freien Fürstensinn muß es wehe thun, die Sklaverei mit so starken Schritten auf das Vaterland stürmen zu sehen und zu fühlen, daß kein Band mehr unter den Gliedern des ganzen Körpers existirt, die, wenn sie verbunden wären, einerlei Sinn hätten und Gut und Blut für Freiheit wagen wollten, gewiß den so systematisch langsamen Druck ihrer „Nebenlieger"*) noch lang aufhalten könnten."

*) Bei Erdmannsdörffer Nr. 4 heißt es Neben-Läger, ich habe Nebenlieger gelesen.

Man ging noch weiter, Edelsheim scheute sich nicht sein Bedauern darüber auszusprechen, daß die „starken Eichen", England so gut, wie Frankreich, heute nur „schwanke Rohre" wären, an die man sich nicht halten könne. Wie man in Bezug auf diese Stützen deutscher Politik in Weimar im Beginne der fürstlichen Verbindungen dachte, ist aus den Correspondenzen der Jahre 1780—82 nicht mit voller Sicherheit zu entnehmen. Daß in den Zusammenkünften mit dem Gothaischen Hofe sowohl, wie mit Dalberg die Reichsangelegenheiten viel besprochen wurden, fühlt man in zahlreichen Briefschaften durch, aber alles hält sich im schriftlichen Verkehr so vorsichtig wie möglich. Zu einer entschlosseneren Antheilnahme an den Bestrebungen eines Bundes, wie ihn Goethe schon 1778 für nothwendig erachtete, war Karl August doch erst in dem Augenblicke ganz bereit, wo er wußte, daß der Thronnachfolger in Preußen, Friedrich Wilhelm, im Gegensatze zum Könige der Sache sympathisch zur Seite stand.[19])

Von Goethe dagegen läßt sich schwerlich beweisen, daß er die Annäherung unter den deutschen Fürsten anders als in dem strengsten Rahmen der Reichsverfassung aufgefaßt und gewünscht hatte, wie er dies auch später noch in seinen verschiedenen Erinnerungen an diese Zeiten ausdrücklich bemerkte. Wenn man aus literarischen und schriftstellerischen Stimmungen des Dichters auf seine politischen Anschauungen Schlüsse machen dürfte, so könnte man es als ein sehr merkwürdiges

Zusammentreffen von Umständen hier bemerken, daß er gerade in dem Augenblicke, wo sich die deutschen Fürsten thätig zeigten, eine festere Vereinigung unter einander zu schließen, gegen den großen König von Preußen in einer sehr gereizten Fehde stand. Und wenn man die Politik auch wohl zu unterscheiden weiß von den Fragen über den Werth der deutschen Literatur, durch deren Erörterung der „alte König" der jungen Dichterwelt ans Herz gegriffen, so wird man sich doch die Stelle aus den Briefen Goethes nicht entgehen lassen können, wo er die Schale seines Zorns über Friedrich den Großen ausgießt. Ja, seine Aeußerung just in den Tagen der Reichsfürstlichen Bewegungen ist um so auffallender, als sie ohne Frage auch das politische System des Königs mit zu treffen scheint:

„Mein Gespräch über die deutsche Literatur will ich noch einmal durchgehen, wenn ich es von der Mutter zurückkriege ...... Es hätte sich kein Mensch über die Schrift des alten Königs gewundert, wenn man ihn kennte, wie er ist. Wenn das Publikum von einem Helden hört, der große Thaten gethan hat, so malt es sich ihn gleich, nach der Bequemlichkeit einer allgemeinen Vorstellung, fein-, hoch- und wohlgebildet; eben so pflegt man auch einem Menschen, der sonst viel gewirkt hat, die Reinheit, Klarheit und Richtigkeit des Verstandes zuzuschreiben. Man pflegt, sich ihn ohne Vorurtheile, unterrichtet und gerecht zu denken. Dies ist der Fall mit dem Könige; und wie er in seinem verschabten

blauen Rock und mit seiner bucklichten Gestalt große Thaten gethan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrectifizirlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen."[20])

So wenig in diesen Worten ein allgemein giltiges Urtheil Goethes über den großen König zu sehen sein wird, so sehr läßt es uns doch die augenblickliche Stimmung desselben in politischer Beziehung erkennen, denn wenn der Dichter blos seiner Unzufriedenheit mit Friedrichs eigenthümlicher Beziehung zur deutschen Literatur hätte Ausdruck geben wollen, so hätte er wohl lieber sein Bedauern ausgesprochen, daß zwischen dem politischen und literarischen Menschen ein so großer Unterschied wäre. Aber Goethe unterläßt es nicht, scheinbar ganz ohne alle Veranlassung, des Königs „unrectifizirliche Vorstellungsart," „die Welthändel nach seinem Sinne zu zwingen," zu beklagen! Das bedeutete mehr als literarischen Verdruß, es zeichnete die ganze Lage. Dennoch mag es nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß die Jugenderinnerung Goethes, Alles in seinem Hause wäre „Fritzisch" gewesen, seiner Grundstimmung gewiß mehr entsprach, als der augenblickliche diplomatische Krieg. Es wird wohl Niemand annehmen, daß Goethe, indem er sich auf eine andere politische Seite gedrängt sah, den größten Mann des Jahrhunderts persönlich verkannt hätte. Wie vollständig kann darüber das noch kürzlich aufgefundene Bruchstück des Gedichtes auf den Tod Friedrichs des Großen beruhigen.

Die Geschichte des deutschen Fürstenbundes gehört zu den Gegenständen, die schon seit langer Zeit in der verschiedensten und mitunter seltsamsten Weise dargestellt worden sind. Niemals ist so viel Dunkles und Unklares über eine Action verbreitet gewesen, wie über diesen Versuch der kleineren deutschen Fürsten, sich noch einmal auf ihre eigenen Beine zu stellen. Wie man diese Unternehmung gleich damals von preußischer Seite sich dienstbar zu machen bestrebte, so hat die Geschichtsschreibung nachträglich dann wieder die ganze Sache umgedreht und so davon erzählt, als wäre das Verlangen lediglich die Selbstständigkeit, die Freiheit und das Recht des deutschen Reichs gegen die österreichische Tyrannei und gegen die despotischen Absichten Josephs II. zu schützen, ein großer Schritt und Gedanke der letzten Lebensjahre des preußischen Königs gewesen. Bald wurde die Sache noch weiter in eine Art von System gebracht, wie es der deutschen Historie so gern angehängt wird. Indem man den Vergrößerungs-Absichten Oesterreichs in Süddeutschland, ebenso wie der entschlossenen Abwehr Friedrichs des Großen eine gleichsam providentielle Beziehung zu den Ereignissen des neunzehnten Jahrhunderts zu geben suchte, hat man sich doch gar zu sehr durch den Namen der Unionsbestrebungen bestimmen lassen, alle ähnlichen Bündnisse unter die gleichen Gesichtspunkte zu bringen. Eine Folge davon war denn, daß man den bedenklichen Unterschied der Stellung der deutschen Fürsten zu Preußen eben im Anfange der achtziger

Jahre außer Acht ließ. Es ist zwar richtig, daß Friedrich der Große auf die Schmalkaldische Union als Vorbild seines Auftretens verwies, dennoch aber war dieser Vergleich unzutreffend, so lange es sich nicht läugnen ließ, daß der Fürstenbund aus einer Richtung gerade der katholischen Mächte gegen Oesterreich entsprang, während man jener Union doch wohl den protestantischen Charakter nicht absprechen könnte.

Es gab zwar immer Leute, welche der Meinung waren, Friedrichs erstaunliche Größe sei schon bewunderungswürdig genug, wenn man auch nur auf seine Verdienste um sein Preußen hinblickt; aber unser historisches Gemüthsleben verlangte nach einer Art von Versöhnung zwischen dem gewaltigen Sieger von Roßbach und dem deutschen Reichsstandpunkt und dazu mußte die deutsche Fürstenbundsgeschichte helfen. In diesem Sinne verfaßte Dohm den Abschnitt seiner Denkwürdigkeiten, deren dritter Band im Jahre 1817 erschienen ist. Nach seiner Darstellung, die bis auf die jüngste Zeit ausschließlich maßgebend geblieben ist, spielten jedoch Baden, Weimar, Dessau, und alle in dem Bunde wirklich vereinigten Fürsten, die untergeordnetste Rolle bei der Sache, so daß die neueren Erforscher dieser Dinge nicht genug erstaunen konnten, als sich ihnen der reiche Schatz der Archive insbesondere von Weimar und Karlsruhe eröffnet hatte. Doch würde es mich hier zu weit führen, der langen Reihe von tüchtigen Arbeiten auf diesem Gebiete auch nur einigermaßen gerecht zu werden,

ich erwähne auch Dohm nur deshalb, weil Goethe auf sein Werk, wenn auch vergeblich, Einfluß zu nehmen suchte.

Im Beginne des Jahres 1815 wünschte Dohm die Correspondenzen des Fürstenbundes in Weimar sehen zu können. Excellenz von Voigt schrieb hierüber an Goethe, daß er zusehen wolle, was für Herrn von Dohm brauchbar wäre. Leider ist nicht zu erfahren gewesen, ob die Acten wirklich in Dohms Hände gekommen sind, doch äußerte sich wenig später Goethe in einem Sinne, als habe er geglaubt, daß es wirklich geschehen sei.[21]) Vielleicht stammen auch aus dieser Zeit die Registraturvermerke auf den gehefteten Fascikeln der Fürstenbunds-Correspondenz, die im Weimarischen Staatsarchiv verwahrt werden. Sie lassen Goethes Hand erkennen. Unter allen Umständen bleibt indessen die Thatsache fest stehen, daß Dohm in seiner Darstellung Alles verschwiegen hat, was man aus den Acten des Weimarischen Archivs hätte erfahren und lernen können, sei es, daß Voigt ein Bedenken trug, dieselben dem preußischen Schriftsteller auszuliefern, sei es, daß dieser an denselben wenig Gefallen fand. Karl Augusts eingreifende Thätigkeit bei dieser ganzen Angelegenheit wurde in Folge dieser Zurückstellung der wichtigsten Urkunden erst in viel späterer Zeit recht erkannt und zur Anerkennung gebracht. Dem Goetheforscher aber zeigt sich in diesen bewegten Jahren ein kaum noch hinreichend beachtetes Bild einer tiefen Antheilnahme des Dichters an den

heiklichsten und verantwortlichsten diplomatischen Geschäften.

Die Verhandlungen zur Gründung des Fürstenbundes waren, wie leicht erklärlich, in das tiefste Geheimniß gehüllt worden. Es schien, als ob die hochentwickelte Kunst der Diplomatie des achtzehnten Jahrhunderts in der Verschlingung, Verwicklung und Lösung völker- und staatsrechtlicher Angelegenheiten vor dem revolutionären Zusammenbruch der alten französischen und deutschen Monarchie noch einmal einen rechten Triumph feiern sollte. Hier ließ sich die Erfahrung machen, wie ausschließlich nur der Fachmann, der geschulte Staatsmann mitsprechen könne. Hier mußte sich der Fürst erproben, ob er zu regieren verstehen werde. Man begreift, wenn in späten Lebensjahren dem Dichter immer unverständlich blieb, wie sich Leute, die das „Metier nicht gelernt", in die Staatsangelegenheiten mischen mochten. In allen diesen schwierigen Jahren, bis zum Baseler Frieden, mußten wohl Männer, denen ein Einblick in die Staatsgeschäfte eröffnet worden war, mehr oder weniger die Vorstellung erlangen, daß die Politik, man mochte sie nun lieben oder hassen, eine Art von verschleiertem Bilde von Saïs wäre, welches wohl den vorwitzigen Jüngling zu Boden strecken mag. In dieser Zeit bildete sich die stramme Schule der Staatsmänner von der Art der Talleyrand, Hardenberg und Metternich, welche die Gegensätze der Zeiten mehr hervorzustellen, als zu versöhnen verstanden haben.

Und in dieser Zeit auch war es, wo Goethe dem großen Schachspiel der Politik, oft mit sehr getheilten Gefühlen und manchmal vielleicht nicht ohne Ueberdruß, stets aber mit Theilnahme und Ausdauer beiwohnte.

In einem französischen Billet an Frau von Stein beklagt sich Goethe einmal, er sei eben wieder in der unerwünschten Nothwendigkeit, einen französischen „Discours“ mit eigener Hand zu copiren; daß er hinzufügt, dies interessire ihn nicht sehr, kann wohl weniger verwundern, als die Thatsache, daß dies Geschäft des geistlosen Copirens eingegangener Staatsschriften damals zu den fast regelmäßigen Aufgaben des Dichters gehörte. Er durfte sich darüber nicht beschweren, denn auch sein fürstlicher Gebieter ergriff wohl selbst die Feder, um keinem Uneingeweihten Einblick in die Geheimnisse zu gestatten. So strenge und ausschließlich wurden zunächst die Unterhandlungen der Höfe auf die Fürsten und ihre Vertrautesten beschränkt. Daß Goethe zu diesem engsten Kreis gehörte, war den Theilnehmern des Bundes nicht unbekannt, wie denn der Fürst von Dessau oft mit Grüßen in vertraulichsten Schreiben Goethes Mitwissenschaft voraussetzt. Auch unserer jüngsten Geschichtsschreibung ist es keineswegs entgangen, daß der Dichter am politischen Webstuhl der Zeit gesessen habe; sie hat es nur aus begreiflichen Gründen unterlassen, die Sache nach der persönlichen Seite hin weiter zu verfolgen, als es die sachlichen Umstände des interessanten Treibens der kleinen deutschen Mächte zu erfordern schienen.

Ranke bemerkte aber schon mit der ihm eigenen Aufmerksamkeit auf Alles, was einen Zusammenhang mit den geistigen Größen der Literatur bietet, respectvoll gegenüber dem Dichter: „Die diese Verhandlungen betreffenden Correspondenzen und Briefe haben die Ehre gehabt, daß sie von Goethes Hand — denn eines zuverlässigen, vertrauten Geheimschreibers bedurfte es — für den Herzog Karl August abgeschrieben worden sind.“

Es wäre indessen ein Irrthum, wenn man Goethes Mitwirkung bei diesen Geschäften so gering anschlüge, daß man es nicht selbst vom objectiv historischen Standpunkt aus für lohnend erachten sollte, nachzuforschen, wie der Dichter von seiner Theilnahme gedacht hat und in welcher Richtung sich seine eigenen Gedanken in diesem geheimnißvollen Treiben der fürstlichen Politiker bewegten. Auch hat schon Ranke gegenüber von frühern Darstellungen der Geschichte des Fürstenbundes gezeigt, daß man es doch schwerlich als eine gleichgültige Sache ansehen dürfte, wer die Urheber gewesen wären und welche Absichten die Verbindung ursprünglich verfolgte. Da darf man unter den von eingeweihten und betheiligten Personen herrührenden Zeugnissen dasjenige Goethes doch gewiß nicht niedriger anschlagen, als die Mittheilungen Dohms und Anderer. Ich halte daher einen durch Boisserée glücklich aufbewahrten Ausspruch Goethes für höchst bedeutend und wichtig, indem man durch denselben über die Motive der großen Bewegung eine unerwartete Aufklärung erhält: „— — Goethe,“ schreibt

Boisserée, „war auch einmal in einer Art Verschwörung durch seinen Herrn, damals, als man die Uebermacht Friedrichs des Großen fürchtete. Es bestand eine geheime Verbindung bei dem alten Fürsten von Dessau; der Kronprinz von Preußen war darin. Nachher wurde dieselbe Veranlassung znm Fürstenbund, obwohl es Anfangs gegen Preußen ging. Herr von Dohm erhielt noch vor einiger Zeit, zur Geschichte des Fürstenbundes, Aufschlüsse hierüber von Goethe.“ [22])

Was hier in Lapidarschrift mitgetheilt ist, wird durch die heute bekannt gewordenen Aktenstücke reichlich bestätigt, und es ist nur die bestimmtere Fassung der Motive, deren sich Goethe wohl bewußt geblieben ist, die wir dankbar in unsere Darstellung der verwickelten Angelegenheit aufnehmen dürfen. In einem an den Herzog von Dessau gerichteten, von Goethes Hand erhaltenen Concept eines Schreibens, liest man die bezeichnenden Worte: „Unsere Lage ist kitzlich, daß wir gegen den König nicht hinterhaltig und mißtrauisch scheinen und doch von dem, was bisher geschehen, nicht mehr entdecken, als noth und nütz ist.“

So sehr man auch in den reichsfürstlichen Kreisen bemüht war, der beabsichtigten Union eine selbständige, lediglich auf die eigene Kraft gestellte Grundlage zu geben, so schwer war es doch eine Verbindung ohne jeglichen, wenn auch nur moralischen Hinterhalt der großen Mächte zu schaffen. Für die Ausbreitung des Bundes war der Beitritt der geistlichen Fürsten ent-

scheidend, die durch die Willkürlichkeiten Kaiser Josephs ebenso erbittert gegen Oesterreich waren, wie die weltlichen gegen die Uebergriffe Friedrichs des Großen. So war es insbesondere Dalberg, der in eine lebhafte Thätigkeit zu Gunsten des Bundes eintrat und der recht eigentlich das verbindende Glied zwischen den weltlichen und geistlichen Tendenzen des Fürstenbundes wurde. Im Uebrigen gingen die ersten Entwürfe einer Union lediglich von dem Gesichtspunkte aus, daß es nöthig wäre, sich zu einer gemeinsamen Action auf dem Reichstag verbindlich zu machen, um dessen „Inactivität“ zu beseitigen und eine volle Unabhängigkeit reichsfürstlichen Standes von dem Wiener Reichshofrath zu bewirken, dessen Eingriffe in die Rechtssachen der fürstlichen Familien immer beschwerlicher empfunden wurden.

Der Minister von Edelsheim war es, der endlich ein Elaborat vorlegte, auf welches die beitretenden Höfe sich verpflichten sollten und welches in 14 Punkten alle Beschwerden geistlicher und weltlicher Reichsfürsten bezeichnete und für Abhilfe geeignete Mittel bundesmäßiger Wirksamkeit in Vorschlag brachte. Diese Gestaltung der Sache stimmte ohne Zweifel mit den Anschauungen Goethes, und mit dessen schon 1778 ausgesprochenen Absichten vollständig überein. Er war auch der Meinung, daß von der Verbindung der Fürsten jedes Moment militärischer Rücksichten und Vereinbarungen ebenso sorgfältig fern zu halten sei, wie die Antheilnahme der großen Mächte aus gleichem Grunde ausgeschlossen

werden sollte. Auch Dalberg vertrat diesen Standpunkt; und er hielt an demselben auch dann noch fest, als der Fürstenbund längst sich der preußischen Spitze gefügt und untergeordnet hatte. Einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß dieser verfassungstreuen Bestrebungen liefert dann ein merkwürdiges Schreiben des Mainzischen Coadjutors an den Kaiser Joseph, worin derselbe die Idee und die Absichten des Fürstenbundes in vollster Offenheit vertheidigte; und wenn auch dieses Manöver weder damals noch später das Gefallen der preußischen Diplomatie erregen konnte, so beweist es doch, auf welchen Grundgedanken der Fürstenbund in seinem Ursprunge beruhte. Für Goethes Auffassung dünkt es mich so bezeichnend, als hätte es von ihm selbst hergerührt, wenn er auch sicher, so wenig wie Herzog Karl August den Versuch Dalbergs mitgemacht oder gebilligt hat, die abgerissenen Verbindungen mit dem österreichischen Hofe wiederherzustellen.[23])

Indessen war der Gedanke des Ausschlusses aller großen europäischen Mächte von den Bundesabsichten schon vorlängst durch den badischen Hof in einer mehr als bedenklichen Weise durchbrochen worden; indem man sich um einen Rückhalt umsah, begann man allerlei geheim betriebene Unterhandlungen mit Frankreich und bediente sich hierzu des Schwagers Goethes, Schlosser. Auch Karl August, dem Goethe in diesem Punkte, wenn nicht Alles täuscht, nicht völlig zustimmte, hatte sich tiefer in diese französischen Beziehungen verwickeln lassen,

als ihm später lieb war. Man kann nur aus Goetheschen Briefstellen die Folgerung ziehen, daß Karl August manche Unannehmlichkeit aus diesen französischen Unterhandlungen erwachsen war und es fehlt auch in den amtlichen Correspondenzen nicht an Bemerkungen, als hätte sich „Alles verbündet, um den Herzog ins Unglück zu stürzen.“

Wenn übrigens alle diese Unterhandlungen den deutschen Großmächten nicht verborgen geblieben sind, so war es gewiß der Zweibrückensche Hof, an dem die ganze Sache scheitern mußte, denn die finanzielle Lage desselben machte hier alle Geschäfte unsicher, und Herr von Edelsheim scheint eben nicht mit vieler Vorsicht operirt zu haben. Uebrigens ist bisher von keinem Geschichtsschreiber eine Aufklärung darüber gegeben worden, auf welchem Wege schließlich König Friedrich hinter das ganze Geheimniß der reichsfürstlichen Verbindung gekommen war. Der Prinz von Preußen, der, wie man gesehen hat, von Anfang an ins Vertrauen gezogen wurde, theilte im Juli 1783 dem Minister von Hertzberg das badische Projekt mit und erhielt die Antwort, daß die Sache ganz gut, aber verfrüht wäre. Bald darauf nahm König Friedrich von der Bewegung amtlich Kenntniß und bemächtigte sich sofort der Sache in einer Weise, die geeignet war, die Grundlagen des Bundes vollständig zu verändern.

Am 31. Oktober legte Hertzberg seinem Könige einen Unionsentwurf vor, der den Fürstenbund zu einem

preußisch-deutschen Bunde ummodelte, dem Könige jedoch noch nicht genügte, weil das militärische Element einer solchen Union bei weitem noch zu wenig betont war. Mit bewährter Hand suchte Friedrich daher nach solchen deutschen Bündnissen, die ihm ein selbstverständliches Uebergewicht über die kleineren deutschen Reichsstände, geistliche sowohl wie weltliche, zu sichern vermochten. Alsbald hatte er England-Hannover, Sachsen, Braunschweig und mehrere andere der wichtigsten Staaten auf seine Seite gezogen. Was folgte, ist bekannt und braucht nur kurz gestreift zu werden: Am 23. Juli 1785 wurden die Verhandlungen über einen Dreifürstenbund zwischen Preußen, Sachsen und Hannover geschlossen, dessen 10 Artikel in Verbindung mit einer Anzahl von geheimen Zusätzen und geheimsten Artikeln die Mausefalle waren, in welcher schließlich alle kleineren Herren mit Einschluß des Mainzer Kurfürsten, dem man dann die Coadjutorwahl von Dalbergs aufzwingen konnte, eingefangen wurden.

So war dem großen Friedrich noch in letzten Lebensjahren ein mit Recht als Vorbild für die Entwicklung unseres heutigen deutschen Reichs gepriesenes Einheitswerk gelungen, es war auch einer von den unblutigen Siegen des „einzigen" Königs, auf welchen das Cäsarische Wort anwendbar war: ich kam, sah und siegte. Daß aber dieser neueste diplomatische Erfolg des Unbesiegbaren in den Fürstenbundskreisen sehr gemischte Gefühle hervorbrachte, wird kaum zu verwundern

sein. Zwei Aeußerungen Goethes über diese Wendung der Dinge dürften hier in Betracht kommen; zunächst beziehe ich auf diese Ereignisse ein Schreiben an Voigt aus dem Jahre 1815, obwohl darin auf die Jahre 1791/92 exemplificirt wird, was jedoch zweifelsohne ein Gedächtniß- oder Schreibfehler sein wird. Es heißt da: „Um fernere gütige Communikation zu verdienen, sende das Mitgetheilte dankbarlich zurück. Meiner catarrhalischen Hypochondrie sey verziehn, daß mir einfällt wie ich auch einmal durch diese Schule gelaufen bin und daß mich Ao. 1791/92 die trefflichen Luccesinis, Haugwitze und Steins ebenso höflich und ebenso schlecht tractirt haben, als jetzt unserm Freunde von deren Nachfahren begegnet.“ [24]) Da bei dem Namen Steins doch wohl nur an den Minister gedacht werden kann, der letztere aber in der Zeit, aus welchem der Brief stammt, vielmehr selbst zu den „Nachfahren“ gehört haben würde, so ist die Vermuthung nicht allzu gewagt, daß hier dem Dichter eine Verwechselung der Namen von Hertzberg und von Haugwitz begegnete.

Eine noch merkwürdigere Bemerkung Goethes findet man in seiner Darstellung der „Campagne in Frankreich“. Der Herzog von Braunschweig gehörte zu der Zeit, als der erste Versuch gemacht wurde den Fürstenbund zu gründen, zu den offenen Gegnern. Den ursprünglichen Weimarischen und Dessauisch-Badischen Absichten setzte er von vornherein den Gedanken einer Anlehnung an Preußen entgegen, und er war es auch,

der den König in dem Vorhaben unterstützte, den Bund den Interessen Preußens dienstbar zu machen. Als der Herzog zuerst durch den Fürsten von Dessau in das Geheimniß der kleineren Fürsten eingeweiht worden war, erklärte er diese Art von Verbindung einfach für politische Träumereien. Es scheint fast, als ob er dabei den Einfluß von Männern habe tadeln wollen, die ihm nicht für praktisch und erfahren genug vorkamen. Und nun schreibt Goethe aus Anlaß seiner Zusammenkunft mit dem Herzog von Braunschweig auf dem Rückzuge von Frankreich, es hätte bei dieser Gelegenheit zwischen Beiden, also wenige Jahre nach den Fürstenbundsverhandlungen, ein eigenthümliches Gespräch stattgefunden, für dessen Inhalt es bisher an einer rechten Erklärung fehlte: „Der Herzog wünschte uns Allen Geduld und Ausdauer, und ich ihm dagegen eine ungestörte Gesundheit, weil ihm sonst nichts abgehe, uns und die gute Sache zu retten. Er hatte mich eigentlich niemals geliebt, das mußte ich mir gefallen lassen; er gab es zu erkennen, das konnt' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine theilnehmende Weise zusammenbrachte."

Indessen hatte das preußisch-sächsisch-hannöversche Bündniß sofort aus Anlaß des von Kaiser Joseph II. abermals auf die Bahn gebrachten bayrisch-belgischen Tauschprojekts seine Stärke bewiesen und von den kleineren Fürsten beeilten sich weltliche und geistliche

der Einladung Preußens zum Beitritt Folge zu leisten. Die Geschichte dieser Beitrittserklärungen selbst war jedoch keine so einfache. Zu dem eigentlichen Grundvertrag, der aus 10 Artikeln bestand und dem ursprünglichen Edelsheimischen Entwurf der 14 Artikel sehr ähnlich sah, war der Beitritt leicht und freudig erlangt, anders stand es aber mit den geheimen Zusätzen, die etwas tiefer griffen und namentlich die militärischen Verpflichtungen der Bundestheilnehmer betrafen. So war Herzog Karl August einer der ersten, welche den Hauptvertrag, nicht aber die Zusatzartikel unterzeichneten. Wenn man sich nun erinnert, daß in einem von Goethes Hand schon vor mehr als Jahresfrist geschriebenen Actenstücke das Projekt des Bundes auf das Freudigste begrüßt wurde, sofern es sich blos um eine diplomatische Vereinigung auf dem Reichstag, nicht aber um eine militärisch organisirte Union handle, so darf man annehmen, daß der Vertrag des Dreifürstenbundes mit seinen, dem Edelsheimischen Entwurf nachgebildeten Bestimmungen immerhin seinen vollen Beifall gehabt haben wird. Daß dagegen eine dem geheimsten Artikel des preußisch-sächsisch-hannöverschen Bundes entsprechende militärische Convention auch von Sachsen-Weimar abgeschlossen werden sollte, scheint, wie mancherlei Anzeichen wenigstens vermuthen lassen, vor Allem auf finanzielle Bedenken Goethes gestoßen zu sein. Jedenfalls dauerte es längere Zeit, bis die diesbezüglichen Vereinbarungen zwischen Preußen und Weimar ihren

Abschluß fanden, denn erst am 4. August 1786 schreibt der Minister von Hertzberg an Karl August, daß die Ratification der Accessionsurkunde vollzogen sei.[25])

In dieser Zeit rüstete sich Goethe zu seiner geheimnißvollen Entweichung nach Italien, und wenige Wochen später schrieb er den bekannten merkwürdigen Abschiedsbrief an seinen Herrn und Gebieter, der vielleicht auch zu einem politischen Commentar mehr Anlaß böte, als ihm bisher zu Theil geworden ist. „Verzeihen Sie, daß ich beym Abschiede von meinem Reisen und Außenbleiben nur unbestimmt sprach, selbst jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden soll. Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewählten Bestimmung entgegen, Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke, ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert . . . . .“[26])

Man darf fragen, was ist die gewünschte und gewählte Bestimmung, deren hier noch neben den häuslichen Angelegenheiten gedacht werden konnte. Wenn man nicht eine allzu bestimmte Antwort auf diese Frage verlangt, so darf man dieselbe vielleicht einfach in der sehr veränderten militärischen Thätigkeit des Herzogs, der er sich seit dem vollen Beitritt zum Fürstenbunde hingab und freudig hingeben durfte, suchen. Der alte König war todt, das neue Bündniß, die neue, unirte Stellung Weimars gab dem Herzog eine neue Aussicht militärischer Thätigkeit, die er so sehr gewünscht hatte.

Während Goethe in Italien weilte, war es dem Herzog vergönnt, seine erste Campagne mitzumachen, und der Feldzug in Holland erregte das Interesse des einsamen Dichters nicht wenig; er sehnte sich in Rom recht häufige Nachrichten über die Ereignisse zu erhalten, an denen sein geliebter Herr so viel Theil hatte. Mehr als einmal spricht er mit aufrichtigster Freude und Theilnahme in seinen italienischen Briefen an den Herzog sowohl, wie auch an dritte Personen von der „größeren politischen und militärischen Wirksamkeit", der sich Karl August jetzt hingibt.

„Der Herzog ist tief in Politicis," schreibt er an die Stein, und diesem selbst bemerkt er, allerdings noch mit Hinzufügung eines „Leider", er hätte sich „zu seiner angebornen Bestimmung noch fremde Lasten aufgeladen, deren Schwere er noch fühlen werde." Immer aber beseelt ihn der Wunsch: „Mögen Ihre auswärtigen Verhältnisse Ihre Existenz ganz ausfüllen und Sie für Mühe, Aufopferung und Gefahren die schönsten Früchte einerndten." Und im Anfange des Jahres 1788 heißt es, vermuthlich bei Gelegenheit der Ernennung des Herzogs zum preußischen Generalmajor, in einem Briefe aus Rom: „Zuvörderst danke ich aufs schönste für das tableau politique. Ich folge dem Laufe der Welt in den Zeitungen nach und um desto angenehmer war mir diese Ausfüllung und Bestimmung meiner allgemeineren Ideen. Der Antheil, den Sie an den Geschäften des Vaterlandes und der Welt nehmen, liegt

mir zunächst am Herzen, ich freue mich über Alles was Ihnen gelingt, es ist mir tröstlich, daß Ihre Mühe und Aufopferung anerkannt und mit einem ehrenvollen Zutrauen gelohnt wird. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit wissen, wie die Sachen stehen, an Ihrem gestrigen Briefe hab' ich nun eine Weile zu zehren."

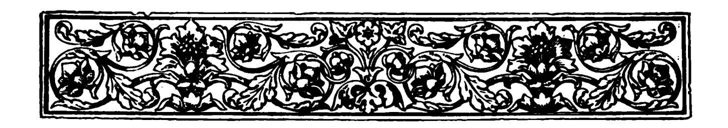
Indessen hatte sich Goethe für seine Person in Rom soviel, wie möglich von den Welthändeln und politischen Persönlichkeiten ferne zu halten gesucht. Er berichtete seinem Herrn von seinen Besuchen bei Lucchesini, daß er dieselben lediglich deshalb mache, um etwas über die Thätigkeit des Herzogs bei dem holländischen Feldzuge zu erfahren. Im Uebrigen hält er sich „still". Bei dem Gedanken an seine Rückkehr nach Weimar bezeigt er dem Herzog von vornherein seine Dankbarkeit für Alles, was er über ihn geschäftlich verfügen werde. Die inzwischen erlangte große Stellung des Herzogs im preußischen Heere schreckt ihn nicht mehr, er freut sich vielmehr derselben, und bei seiner Rückkunft hegt er den Wunsch, sich selbst den militärischen Kreisen zu nähern und an den nächsten Revuen und Manövern Theil nehmen zu dürfen. Der Herzog seinerseits war schon durch den holländischen Feldzug an der Seite des Herzogs von Braunschweig sehr befriedigt und stolz. Seine Begeisterung für den Feldherrngeist seines Oheims spricht er besonders feurig in einem Schreiben an Knebel aus, wo es heißt: „Die feste Hand, mit der er den ganzen Feldzug ausgerichtet hat, dieses giebt ihm einen

unsterblichen und den echtesten Ruhm, den je ein Mann erhalten könnte.“[27]) Das politische Leben Karl Augusts war nicht mehr von seiner Stellung in der preußischen Armee zu trennen.

Wenn man die Summe dieser Periode politischer Lehrzeit für Goethe ziehen wollte, so dürfte man sagen, er war in das politische Getriebe der Welt vollständig eingeweiht worden und hatte sich eine Erfahrung gewonnen, die wohl kaum jemals ein deutscher Geistesheros in größerem Maße besaß. Seine Neigung für politische Geschäfte überhaupt war, wie es scheint, durch diese erlangte genaue Kenntniß der Dinge nicht etwa viel stärker geworden, aber es giebt eine gewisse Berühigung, den Dichter so auf des Lebens Höhen, als einen völlig Eingeweihten, einhergehen zu sehen. Sachlich betrachtet hatte Goethe in diesen Zeiten schwerer diplomatischer Kämpfe eine durchaus correcte und kluge Stellung genommen. Er vertrat, wenn man so sagen darf, den juristisch streng begrenzten Reichsverfassungsstandpunkt, da es sich darum handelte, die Reichsstände zu neuer größerer Thätigkeit und Abwehr gegen verfassungswidrige Gewaltstreiche zu vereinen. Die größere militärische Zurückhaltung, die er für politisch rathsam fand, war unter dem Gesichtspunkte der Interessen eines kleinen Landes durchaus gerechtfertigt. Anders freilich war in diesem Falle der Landesherr gestellt, der seine

Verhältnisse mit Rücksicht auf die allgemeine Lage Deutschlands und Europas prüfen mußte. Wirklich hat Karl August an diesem Wendepunkt der deutschen Reichsgeschichte eine Ueberlegenheit politischen Geistes und eine Voraussicht bewiesen, welche der Anerkennung Goethes im höchsten Maße würdig war, denn mit sicherem Blicke erkannte der Herzog, daß die Zukunft der Einzelnen wie der Gesammtheit des Reiches ausschließlich auf Preußens Macht und Stellung ruhte. So war er eifriger und entschlossener, als irgend ein anderer der Fürsten in die preußische Politik eingeschwenkt und blieb der neuen Richtung treu, von welcher das neunzehnte Jahrhundert in wahrhaft deutschem Geiste mehr und mehr erfüllt wurde. Schon die nächsten Jahre schienen die Erndte dieser geläuterten Ueberzeugung bringen zu wollen.





IV. Politik im Kriege.

Wenn Goethe bei seiner Rückkehr aus Italien noch hätte zweifeln können, daß die Politik seines Herzogs die richtige gewesen sei, so würden die internationalen Verhältnisse, die sich bei dem Ausbruche der Revolution ergaben, ihn haben überzeugen müssen, daß bei der Auflösung und Zerfahrenheit der deutschen Zustände nur der feste und rückhaltslose Anschluß an die preußische Vormacht den kleinen deutschen Ländern Sicherheit ihres Bestandes gewähren könne. Zunächst war man in Weimar durch die freundschaftlichen Beziehungen zu König Friedrich Wilhelm in die angenehme Lage gekommen, über den Gang der politischen Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen vollkommen unterrichtet zu sein.

Bei dem Tode des Kaisers Joseph bewährte sich noch einmal der Fürstenbund in dem Punkte, daß Preußen eine Anzahl von Vorschlägen über die Reichsverweser-

schaft auf dem Reichstag mit Hilfe seiner Verbündeten durchsetzte. Dann folgte die Versöhnung von Reichenbach zwischen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. und endlich der gemeinsame Beschluß von Pillnitz gegenüber den Schrecken der französischen Revolution. Wie es eigentlich damals in den deutschen Cabinetten aussah, was man in Wirklichkeit wollte, was vorgegeben worden und was die Meinung der großen Mächte war, sollte nur wenigen Menschen bekannt und verständlich sein und es ist natürlich, daß auch Freunde Goethes in Weimar und Jena, lediglich von der Aufmerksamkeit auf die französischen Ereignisse in Anspruch genommen, nur eine sehr dunkle Ahnung davon hatten, was in der Welt vor sich ging. Es berührt daher eigenthümlich, wenn man die naive Herdersche Ansicht von den politischen Fortschritten der neuen Aufklärungszeit und die theilweise Begeisterung Knebels für die Freiheitshelden von Paris mit der ruhigen und sichern Haltung vergleicht, die Goethe in Folge seiner Antheilnahme an den Handlungen und Correspondenzen des Herzogs bewahren konnte. Seine Stellung war zwar in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten jetzt noch weniger als früher geschäftlich klar bezeichnet und bestimmt; auch hatte der Herzog in diesen kritischen Zeiten die Leitung dieses Theils der Regierungsgeschäfte ausschließlicher, als jemals in seine eigenen Hände genommen, aber das Vertrauen zu Goethe war das vollständigste, und Niemand Anderen als ihn vermochte er sich schon seit

den Manövern in Schlesien bei den erwarteten kriegerischen Verwicklungen als Begleiter im Felde zu denken. Zuweilen schrieb Karl August auf die eingegangenen Correspondenzen die Warnung, daß das eine und andere Stück nur die „membra“ des geheimen Raths sehen dürften. Vieles war auch jetzt wiederum offenbar nur durch Goethes Hand gegangen.

Wer die Correspondenzen durchsieht, welche das großherzogliche Archiv in Betreff der Vorverhandlungen des französischen Kriegs bis zu dessen Ausbruch im Sommer 1792 besitzt, der gewinnt die Ueberzeugung, daß man in Weimar vollkommen über Alles unterrichtet war und sein konnte, was die großen Mächte bewegte. Man kannte hier die Absichten Preußens und Rußlands, Polen abermals zu theilen, man wußte auch genau die Stellung zu beurtheilen, welche erst Leopold II. und nachher Franz II. der bedrohten, unglücklichen, nahe verwandten Königsfamilie von Frankreich gegenüber einnahmen.[28]) Weder Herzog Karl August, noch Goethe waren auch nur einen Augenblick darüber im Zweifel, daß es sich wahrlich bei keiner der deutschen Mächte darum handelte, einen Krieg für die Ideen der Emigranten zu führen. Auch wußte man sehr gut, daß die französische Kriegserklärung an Oesterreich ein Werk der „Jakobeer“, wie sich Herr von Edelsheim auszudrücken pflegte, war, zu dem Zwecke herbeigeführt, den Sturz des Königthums desto sicherer zu bewirken. Als in Folge davon die österreichischen und preußischen Armeen

in Frankreich einrückten, hatte Goethe so gut, wie sein tapferer und siegesgewisser Herr und Herzog die Hoffnung, daß es noch möglich sein werde, den König aus den Händen des blutdürstigen Pöbels zu retten, aber in den militärischen und politischen Kreisen, denen Goethe in Frankfurt und Trier sich alsbald angeschlossen hatte, war man weder von den Unternehmungen des Emigrantenheeres erbaut, noch meinte irgend Jemand die Selbstständigkeit des französischen Volks und seiner Verfassung zu bedrohen, zu brechen oder zu vernichten.

Goethe hatte das festeste Vertrauen auf die Stärke und Tapferkeit der preußischen Armee, und er reiste seinem Herrn in das Feld in der Ueberzeugung nach, daß er an seiner Seite in Paris einziehen werde. „Es geht Alles so geschwind,“ schreibt er noch aus dem Lager von Verdun an Christiane Vulpius, „daß ich wahrscheinlich bald wieder bey Dir bin.“ Und zum Schlusse verspricht er schon: „Aus Paris bringe ich Dir ein Krämchen mit, das noch besser, als ein Judenkrämchen sein soll.“ Aber bei dieser Freudigkeit über den Beginn des Feldzugs empfand es Goethe so gut wie der Herzog recht ärgerlich, wenn aus Jena berichtet wurde, wie die „Freiheitsfreunde“ und Verfassungsbewunderer der „neuen Franken“ sich in übeln Reden über die reactionären Regierungen ergingen, welche den Despotismus herzustellen und die „Denkfreiheit“ zu unterdrücken ausgezogen seien. Reizend ist denn auch die Abfertigung dieser deutschen Schwärmer, wenn der Herzog einmal von

Verdun, wo er mit Goethe sich eben zusammengefunden hatte, mit Rücksicht auf Hufelands revolutionsfreundliche Vorlesungen an Voigt schreibt: „Uebrigens haben Sie nur keine Sorge, daß unsere faits den Despotismus erheben oder die Denkfreiheit hindern werden. Die Einschränkung aber, die entstehen wird, ist diese, daß Gelehrte, die ihr Lebtag mit Administration von Ländern, ja eines Bauerngutes nichts zu thun gehabt, Nichts davon praktisch verstehen, weil die Administration nur durch die Erfahrung erlernt werden muß, mithin dergleichen Gelehrte nicht auf leere Abstraktionen hin Grundsätze in die Welt bringen mögen, die nur wahr scheinen, weil sie so wenig wie Gespenstergeschichten widerlegt werden können, und daß also dergleichen Gelehrte sich nicht wie N. N. künftig als Lehrer des Volks und der Regenten ansehen mögen und jeden Gedanken, den eine Indigestion supponirt, für einen innern Beruf ansehen mögen, das Volk gegen scheinbare Bedrückungen aufzurufen und Regenten neuerfundene Pflichten einzuschärfen. Ein jeder Gelehrte wird also besser bei seinem Leisten bleiben und sich nicht einbilden dürfen, daß, wenn er gewesen, die Sachen ganz anders gehen würden. . . .“

Wenn man sich hier nochmals daran erinnert, was Goethe in spätern Jahren einmal von dem „Metier“ des Regierens sagte, daß dasselbe vor Allem gelernt sein müsse, so glaubt man in dem Schreiben des Herzogs aus der Heimath der Revolution nur ein Echo seiner Ansichten zu hören. Kein Zweifel, daß beide Männer,

der Herzog wie der Dichter, aus den unmittelbaren Eindrücken, welche die Auflösung der staatlich-gesellschaftlichen Bande des unglücklichen Frankreich auf sie machte, dieselben Folgerungen für das Leben, für ihre politische Denkungsart gezogen haben. Sie erklärten die fortschreitende Umwälzung, die sie mit dem Schwerte zu bekämpfen ausgezogen waren, weit mehr aus dem Mangel persönlicher Kräfte, als aus den ewig wiederholten Nothwendigkeiten vorhandener Zustände. Diese Auffassung befähigte dann Goethe vorzugsweise eine Darstellung dieses Kampfes der Ordnung gegen die Mächte der Zerstörung und Verwilderung zu geben, in welcher nicht die leiseste Spur einer Parteinahme für bestehende Uebel und Mißbräuche, aber auch nicht die geringste Vorliebe für abstracte Lehrmeinungen vorhanden ist, wie sie der Liberalismus damals und später sich aneignete. Im Geiste echter Personenkenntniß ist sein Buch verfaßt; und dennoch beruht es auf so reichen sachlichen Erfahrungen, die mehr angedeutet, als ausgesprochen werden, und eine so ausgeglichene Weisheit beherrscht die Urtheile des Dichters über die politischen Lagen, daß man es wohl begreifen kann, wenn heute die Franzosen dieses Werk so gut, wie die Deutschen, als klassisches Muster wahrer Geschichtsschreibung ihren Söhnen vorführen.

Die Campagne in Frankreich ist ein Memoirenwerk, in welchem der ganze politische Mensch und die ganze politische Denkungsart des Dichters in vollkommenster Gestalt hervortreten. Es zeigt einen tief inner-

lichen Antheil an den großen Begebenheiten, ohne auch nur einen Augenblick die Ruhe und Mäßigung bei Seite zu setzen. Bei Kanonendonner und Kampfgetümmel verläßt den Freund der Natur sein Interesse für Farbenlehre und Steine nicht. Er ist ein erfahrungsreicher und verständnißvoller Theilnehmer an den militärisch-politischen Begebenheiten, aber er greift nicht voreilig in Dinge, die nicht sein eigentlicher Beruf sind. Manchmal freilich übermannt ihn das Elend der Lage und er läßt sich dann wohl auch schärfer vernehmen, als er es unmittelbar darauf für gut finden mag. Sein Urtheil bleibt aber immer gerecht und begründet, und vor Allem räumt er den Fachmännern das entscheidende Wort ein. Wie sehr er auch dem Feind gegenüber Mäßigung übt, zeigt wohl am schönsten die Scene, wo er nach der Einnahme von Mainz durch die Verbündeten die fliehenden Deutsch-Franzosen und Revolutionäre vor der Rache des Volkes schützt. In allen diesen Beziehungen ist die treffliche Lehrzeit ersichtlich, die Goethe hinter sich hatte. Sie machte ihn für immer zum abgesagtesten Feinde aller dilettantischen Redensarten und politischen Treibereien.[29])

Der unglückliche Verlauf des Feldzugs in der Champagne war freilich geeignet, den ernsten Mann noch ernster zu machen. Nichts ist bezeichnender für diese Stimmung, als die schöne Stelle, in der Goethe „das rührende Ereigniß" in Trier beschreibt, wo er von einem alten Husarenoffizier auf dem Rückzug der Armee mitleidsvoll erkannt und darauf angeredet wurde, wie es

schon schrecklich genug gewesen wäre, daß man die Berufsmenschen, die Soldaten in dieses Elend geführt hätte, daß es ihm aber wahrhaft unverantwortlich erscheine, einen Goethe diesen Gefahren ausgesetzt zu haben. Als jedoch ein Civilist hinzutrat und die Leute zu beruhigen suchte, es sei vielmehr ein glücklicher Umstand, daß Goethe dabei gewesen, da man von seiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten dürfe, da legt der Dichter nicht ohne eine Art von humorvoller Billigung dem Husarenoffizier die richtigere Meinung in den Mund: „Der alte Degen wollte auch davon nichts wissen und rief: Glaubt es nicht, er ist viel zu klug! Was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben."

Betrübender, wenn auch sehr lehrreich ist es, wenn Goethe noch weiter hinzufügen zu sollen meint: „Uebrigens mochte man kaum hie und da hinhorchen, der Verdruß war grenzenlos. Und wie es schon eine verdrießliche Empfindung erregt, wenn glückliche Menschen nicht ablassen, uns ihr Behagen vorzurechnen, so ist es noch viel unausstehlicher, wenn uns ein Unheil, das wir selbst aus dem Sinne schlagen möchten, immer wiederkäuend vorgetragen wird. Von den Franzosen, die man haßte, aus dem Lande gedrängt zu sein, genöthigt, mit ihnen zu unterhandeln, mit den Männern des 10. Augusts sich zu befreunden, das Alles war für Geist und Gemüth so hart, als bisher die körperliche Duldung gewesen. Man schonte der obersten Leitung nicht, und das Ver-

trauen, das man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, schien für immer verloren."

Uebrigens hatte der alte Husarenoffizier nicht Unrecht; keineswegs hätte sich Goethe veranlaßt sehen mögen, Alles zu schreiben, was ihm bekannt geworden war. Wenn man sich erinnert, wie genau der Herzog Karl August und durch ihn auch Goethe von den Umständen der hohen Politik und von den Absichten Preußens unterrichtet war, so wird man sich nicht wundern können, wenn Goethe seinerseits im Mißmuth über die entschieden mißlungene große Unternehmung zuweilen etwas weniger günstig und vertrauensvoll von der preußischen Diplomatie zu denken anfing: „Ob ich schon unter dem diplomatischen Corps echte und verehrungswürdige Freunde gefunden, so konnte ich doch, so oft ich sie mitten unter diesen großen Bewegungen fand, mich gewisser neckischer Einfälle nicht enthalten; sie kamen mir vor wie Schauspieldirectoren, welche die Stücke wählen, Rollen austheilen und in unscheinbarer Gestalt einhergehen, indessen die Truppe, so gut sie kann, aufs Beste herausgestutzt, das Resultat ihrer Bemühungen dem Glück und der Laune des Publikums überlassen muß."

Zu diesen Betrachtungen gab wohl am meisten die Anwesenheit des Baron Breteuil Veranlassung, der damals als der wenig bewunderte Vermittler der Convention galt, die das preußische Heer zum Rückzug verpflichtete. Aber auch an die Halsbandgeschichte der Königin, die jetzt im Temple gefangen saß, erinnerte der

französische Baron durch den Haß, den er gegen den Cardinal Rohan zur Schau trug. Doch Goethe ließ sich in seiner ursprünglichen Meinung über die Revolution und ihre Ursachen nicht beirren: „Denn leider Alles, was zur Sprache kam, machte nur das greuliche Verderben deutlich, worin der Hof und die Vornehmen befangen lagen.“

Man hat sich manchmal verwundert und bald Lob, bald Tadel darüber zu erkennen gegeben, daß Goethe sich so wenig für die französischen Emigranten erwärmt und darin, im Gegensatz zu den Hofkreisen der meisten deutschen Länder, sich etwas hartherzig erwiesen hätte. Und in der That darf man sagen, daß seine Darstellung des Feldzugs von 1792, von einigen kleinen Aufmerksamkeiten für unglückliche, reisende Französinnen abgesehen, wenig Sympathie für das Emigrantenheer und seine verfehlte Unternehmung zeigt. Indessen dürfte man nicht glauben, daß es dem Dichter an Mitgefühl für diese armen Vertriebenen in persönlicher Beziehung mangelte; der Umstand, daß von ihnen in Goethes Darstellung des Feldzugs von 1792 wenig die Rede ist, beweist nur, daß er ihre ganze Thätigkeit in diesen verhängnißvollen Augenblicken politisch und militärisch für ganz untergeordnet und wahrscheinlich mehr für schädlich, wie nützlich gehalten hat. Seinen Beifall hatte eben wegen der Parteinahme für den Royalismus das vielbesprochene Manifest des Herzogs von Braunschweig schon früher nicht. Jetzt fand er es beschämend, daß dasselbe den

„vermaledeiten Aufrührern den Untergang gedroht hatte und daß man nun doch mit denselben ein Uebereinkommen schließen mußte, um eine mögliche Rückkehr zu gewinnen.“

Es war unendlich schwer gegen den Strom der leidenschaftlichsten Empfindungen zu schwimmen, welche in den deutschen Herzen und insbesondere in den jenseitigen Rheingegenden, wo die Stimme der französischen Verführung damals noch ungehört blieb, erwacht waren. Wer möchte zweifeln, daß es diese auf der Flucht eingesogenen Erfahrungen gewesen sind, die uns die Bilder in Hermann und Dorothea wiederspiegeln.

Dem tiefbewegten Gemüthe Goethes war es in jenem Augenblicke wenig möglich, ein rechter Repräsentant der freundlichen Beziehungen seines Herrn zu Preußen und den preußischen Staatsmännern zu sein. Es ist sehr charakteristisch, wenn er erzählt, daß er im Getümmel des Rückzugs den Wagen des Grafen Haugwitz erkannt und diesen in schlimmer Lage darin sitzen sah. „Nicht ohne Schadenfreude habe er ihn Schritt für Schritt dahin wackeln gesehen.“ Auch mit Luccchesini hatte er ein weniger angenehmes letztes Zusammentreffen. „Mein Fürst hatte mir aufgetragen, dem Marquis Lucchesini aufzuwarten, eine Abschiedsempfehlung auszusprechen und mich nach Einigem zu erkundigen. Bei später Abendzeit — nicht ohne einige Schwierigkeiten — ward ich bei diesem mir früher nicht ungewogenen, bedeutenden Manne eingelassen. Die Anmuth und Freundlichkeit,

mit der er mich empfing, war wohlthätig; nicht so die Beantwortung meiner Fragen und Erfüllung meiner Wünsche; er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im Mindesten zu fördern, und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet gewesen."

Es zeigte sich hier wieder der innere Unterschied zwischen der geborenen Dichternatur und dem Fürstensinne, wenn wir die gründliche Verschiedenheit in der Auffassung der Dinge betrachten, die sich zwischen Goethe und Karl August gleichsam in die Mitte stellte. Es gehörte die härtere und in politischen Dingen erprobtere Erfahrung dazu, sich in einem Augenblicke des Mißerfolgs nicht leichthin von der festen Linie der eingenommenen militärisch-politischen Stellung abdrängen zu lassen. Goethe hat den großen Schlag nicht wieder völlig überwunden. Karl August zog dagegen aus der neuen Lage die Ueberzeugung, daß für die deutsche Nation der feste Anschluß an die befreundete Macht nun immer nothwendiger werde. Goethe wurde selbst durch die glücklicheren militärischen Ereignisse des nächsten Jahres nicht wieder ganz beruhigt, obwohl sein geliebter Herr so hohen Antheil an der Wiedereroberung von Mainz genommen hatte. Karl August lebte und webte muthig und ausdauernd in dem Gedanken, daß in der Zugehörigkeit zur Armee des alten Fritz alle Gefahren der Revolution, wie sehr sich diese auch nähern würden, schließlich zu besiegen sein müßten. Mit dem Zusammenbruch der alten deutschen Reichsverfassung verlor Goethe

mehr und mehr die Hoffnung auf eine nationale Wiedergeburt der Deutschen; Karl August erwartete die letztere nur von dem Kriegsglück Preußens. Als dieses zunächst täuschte, rettete der Dichter sein Volksgefühl auf das ideale Gebiet unbestreitbarer Vorherrschaft einer großen geistigen Cultur, aber sein Fürst hielt auch unter fremder Herrschaft an seinen politischen Ueberzeugungen standhaft fest. Das höhere Alter gestattete Goethe, sich von dem Schauplatz der streng politischen Geschäfte mehr und mehr zurückzuziehen, während Karl August bei Erfüllung fürstlicher Pflicht im Kampfe gegen den Erbfeind stets gewachsen war.





V. Im Vollgefühle der monarchischen Idee.

Seit lange hatte Goethe seine politischen Lehrjahre hinter sich, er war in seinen Ueberzeugungen durch große, sachgemäße, geschäftliche Erfahrungen und durch die Kenntniß und die Erlebnisse einer ungeheuern Zeit gefestigt worden. Man könnte sagen, er war gefeit gegen jede unstaatsmännische Beurtheilung der Dinge, gegen alles politische Irrlichteliren, dem er die besten und gescheidtesten Männer mehr und mehr verfallen sah. Er hatte den Unterschied der revolutionären und erhaltenden Kräfte des staatlichen Lebens vorausschauend zu empfinden gelernt und, was nicht als Letztes beachtet zu werden verdient, er hatte in seinem eigenen Herrn und Fürsten den rechten politischen Genius erkannt, dem er sich für alle Zukunft mit einem wahrhaft rührenden Vertrauen in den staatlichen Angelegenheiten hinzugeben entschlossen war. Noch viele Jahre ernster Leiden waren gekommen,

aber nur wenige andere deutsche Fürsten konnten von sich sagen, daß sie ihrer eingeschlagenen deutschen Politik, im einmal ergriffenen Bündniß mit Preußen, so treu geblieben sind, wie Karl August.

Das deutsche Reich war in Rastatt, Lüneville und Regensburg begraben worden und als die Preußen in Erfurt einrückten, um den alten Mainzer Staat zu beerben, pochte das revolutionäre Völkerrecht gleichsam unmittelbar an die Thore von Weimar. Schon war die Zeit gekommen, wo für das deutsche Fürstenthum die Entscheidungsstunde schlug und wo die Noth des Tages in dem corsischen Eroberer einen Retter der Gesellschaft und des Staats verehren ließ. Es ist nicht zu leugnen, mancher brave deutsche Mann sah schließlich in dem Rheinbund eine Art von culturgeschichtlicher Rettung der Nation und es ist im Grunde eine unendlich kleinliche Auffassung der Dinge, darnach zu forschen, wie früh oder spät sich jeder Einzelne von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit überzeugte, daß der unüberwindliche Sieger von Jena endlich fallen werde. Diejenigen, welche sich versichert hielten, daß dieses Ereigniß, wenn es eintreten sollte, gewiß nicht durch Reden und Zeitungsschreiben herbeigeführt sein werde, gehörten nicht zu den schlechtesten der Nation. Daß und warum auch Goethe meinte, daß sich der Imperator durch Gedichtemachen nicht vertreiben lassen werde, dies zu erklären war wesentlich der Zweck unserer Betrachtungen über seine schwere, ernste Lehrzeit. Wenn aber der Dichter

in der traurigsten Epoche Deutschlands, die er erlebt hatte, sich vor jedem falschen Schritte durchaus zu bewahren wußte und nicht einen Augenblick die correcteste Haltung aufgab, die er bei aller Verehrung Napoleons einnahm, wenn kein wirklicher Staatsmann Deutschlands bis an des Dichters Ende ihm je die vollste politische Anerkennung und Achtung versagen konnte, so war dies Alles wieder die Folge des großen und trefflichen Einflusses, den er durch Karl Augusts klug vorschauende Politik erfuhr.

Zu den Schlagworten, die Goethe in den spätern Jahren seines Lebens öfters zum Gegenstande seiner Betrachtungen machte, gehörte die klassische Bemerkung Napoleons, die er im Gespräch von Erfurt über die Schicksalstragödie machte: „Was will man mit dem Schicksal. Die Politik ist das Schicksal.“ In der That! Auf fruchtbaren Boden war diese Napoleonische Aeußerung bei Goethe gefallen. Seine eigenen Lehrjahre haben ihm eine hohe Vorstellung von dem großen Wort gegeben, das vielleicht der brave Mann, der seine Gespräche mit dem Dichter aufzeichnete, bei Weitem nicht in jener tiefernsten Bedeutung erkannte, die Goethe damit verband. Wenn ihm sein unmittelbarster Antheil an der Politik in frühern Jahren zu solcher Lehre diente, so hatten auch die spätern Zeiten, wo er dem Kampf der Gewalten mehr nur aus der Ferne zugesehen, dieselben Eindrücke hervorgebracht: Die Politik ist das Schicksal. In dieser Ueberzeugung war es ihm

immer mehr und mehr zur Gewißheit geworden, daß alle Politik nur im Anschluß an die Staatsgewalten einen berechtigten Lebensfactor bilde. Glücklich pries er sich daher, daß sein fürstlicher Herr und Gebieter das Schicksal mit vollendeter Meisterschaft beherrschte. Mit dem unbedingtesten Vertrauen und der größten Zuversicht blickte Goethe auch in den schwierigsten Momenten der Napoleonischen Gewaltepoche auf Karl August. Er war völlig überzeugt, daß in den großen politischen Fragen der Herzog immer das Richtige traf.

Es war Goethe keineswegs unbekannt, daß der Weimarische Hof dem Kaiser Napoleon nicht ganz unverdächtig war und daß die aufrechterhaltenen Beziehungen zu Preußen in manchen Augenblicken eine Gefahr für seinen Herrn herbeiführen konnten. Allein die unerschütterliche Ueberzeugung von der politischen Folgerichtigkeit der Handlungen Karl Augusts bestimmte Goethe auch da, wo er, wie in Bezug auf Napoleon, einer persönlich anderen Stimmung nicht Meister werden konnte, sich diesem vollständig zu unterwerfen. Goethe hatte den Glauben an die Widerstandsfähigkeit der deutschen Nation gegenüber dem Uebergewicht des Imperators verloren und aufgegeben, er mußte daher die Haltung Karl Augusts während der ganzen Rheinbundszeit mit Besorgniß wahrnehmen, allein er hielt den Herzog in politischen Dingen für gleichsam gefeit und kugelfest, wie die Landsknechte einstens gesagt hatten.

Bezeichnend ist in dieser Beziehung ein Gespräch, welches Müller aufbewahrte: „Einst, als in den ersten Jahren nach der Schlacht von Jena die große Freimüthigkeit des Herzogs in seinen politischen Urtheilen und Aeußerungen und seine fortwährend höchst unverhehlte Anhänglichkeit an die Krone Preußen ernsthafte Besorgnisse erregten, beruhigte mich Goethe mit den Worten: „Seien wir unbesorgt! Der Herzog gehört zu den Urdämonen, deren granitartiger Charakter sich niemals beugt, und die gleichwohl nicht untergehen können. Er wird stets aus allen Gefahren unversehrt hervorgehen. Das weiß er recht gut selbst, und darum kann er so Vieles wagen und versuchen, was jeden Andern längst zu Grunde gerichtet hätte."

Und als Falk kurze Zeit nachher die Mittheilung in Weimar machte, daß die Franzosen wegen der von Karl August unterhaltenen Beziehungen zu Preußen, deren mitunter bedenkliche Einzelnheiten vollständig ausspionirt worden seien, Böses gegen den Herzog im Schilde führten, erhob sich Goethe zu einer Standrede, deren herrlicher Wortlaut nie fehlen dürfte, wo immer man über des Dichters politische Denkungsart handelt: „Genug!" fiel mir Goethe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesicht ins Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobenswerth und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein

Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edlen Mannes Gedächtniß so gar nichts in Euren Augen? Warum muthet man dem Herzog zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn Euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog Verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützte, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte, das wollt Ihr eine Verschwörung nennen? Setzten wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei Euerer großen Armee eintrete: was würde wohl ein General, oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage Euch, der Herzog soll handeln, wie er handelt! Er muß

so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Handbreit von dieser edlen Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß Beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lucas Kranach den seinigen, ins Elend begleiten, und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe, und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen." Hier rollten ihm die Thränen stromweise von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: „Ich will ums Brot singen, ich will ein Bänkelsänger werden und unser

Unglück in Liedern verfassen, ich will in alle Dörfer und alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und Euch von dem Euren heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, Ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos'! Hier oder nirgends ist der Ort, mit Dir anzubinden! Wenn Du dieses Gefühl den Deutschen nimmst, oder es mit Füßen trittst, was eins ist, so wirst Du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen, ich bin lange nicht so bewegt gewesen, gebt mir diesen Bericht, oder nein, nehmt ihn selbst, werft ihn ins Feuer, verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser, laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerstiebt ist, bis jeder Punkt in Rauch und Dunst davonfliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden davon übrig bleibt. Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll."

Sollte der gewaltige Manneszorn des Dichters nicht geeignet gewesen sein, den Franzosen einigen Respekt einzuflößen, wenn Falk, wie wohl anzunehmen, aus dem merkwürdigen Auftritt kein Geheimniß gemacht haben

wird? Sicher ist, daß man dem Weimarischen Herrn unter den Rheinbundsfürsten von Seite der Napoleonischen Regierung eine auffallende Schonung zu Theil werden ließ. Man weiß heute, wie sehr Karl August kühn gemacht worden war, seine Beziehungen zu Preußen noch enger zu knüpfen, als eine große patriotische Partei hier die Vorbereitungen für die Befreiung des Vaterlandes zu treffen begann. General Müffling war es, der dem nachkommenden Geschlecht zu erzählen wußte, wie treu, klug und sorgfältig Karl August sich zu der großen Sache gehalten hatte, die mit dem Sturze des Imperators endete.

Wenn Goethe, dem alle Umstände der Rheinbundszeiten bekannt waren, auf das Verhalten Karl Augusts zurückblickte, so begreift man, daß er, wie die gesammte Beamtenwelt, sein Freund Voigt und so viele Andere, von Kleinmuth selbst nicht frei zu sprechen, unbedingten Respekt vor dem angeborenen Muthe und dem ererbten Bewußtsein des deutschen Fürsten gewann. Denn die ungebeugte und doch kluge, dem legitimem Stolz und einer vornehm gewinnenden Art entsprungene Haltung gegen den Erbfeind, den er im richtigen Augenblick abschütteln wird, zeigte den Ernestiner in einer geschichtlichen Rolle, wie sie wenige Andere gespielt haben. Mit Recht hatte Goethe die Empfindung, daß die Nation ihm dies nicht vergessen sollte. Und so entsprach es auch wortwörtlich der innersten Ueberzeugung des Dichters, wenn er in weiteren verwickelten Zeitläuften ärgerlichen Sinnes an

den Großherzog selbst schrieb: „Die Zustände bewegen mich dergestalt, daß ich alle Gesellschaft meide, weil ich fürchten muß, irgend Jemanden gelegentlich ebenso hart anzulassen, als vormals Einsiedeln. Mein bester Trost jedoch, gnädigster Herr, nährt sich aus Ihro gutem Humor, der, auf Gleichmuth und Charakterkraft gegründet, Sie mit einem heitern Element umgiebt, und in den schlimmsten Tagen sich am glorreichsten erweist."

In der großen, umfangreichen Charakteristik, die Goethe von dem Großherzog bald nach dessen Tode in einem Gespräche in wunderbar vollendeter Weise einmal entwarf, faßte er schließlich alles Gesagte in die Worte zusammen: „Der Großherzog war freilich ein geborner großer Mensch, womit Alles gesagt und gethan ist." Und als Eckermann, das Gespräch weiter fortsetzend, bemerkte, der Großherzog scheine übrigens auch das Regieren verstanden zu haben, ließ sich Goethe auch über seine Regierungskunst aus: „er habe die Gabe gehabt, Geister und Charaktere zu unterscheiden und Jeden an seinen Platz zu stellen." Auch habe sich darin sein echtes politisches Talent gezeigt, daß er „schweigsam war, den Worten aber immer die Handlung folgen ließ."

Bei anderen Gelegenheiten betrachtete Goethe den Charakter Karl Augusts unter den Gesichtspunkten des Dämonischen, welches nach des Dichters Meinung zur Erklärung der menschlichen Natur überhaupt unentbehrlich sei. „Auch der verstorbene Großherzog" — sagte er — „war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Tha-

kraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter.“ Diese stark wirkenden Kräfte, die in dem Großherzog lebendig waren, konnten manchmal, wie Goethe bemerkte, den Eindruck machen, daß er zum Tyrannen geneigt sei. Zu den merkwürdigsten Enthüllungen wird man aber eine Mittheilung zählen müssen, wo der Dichter seine eigene Stellung, sein eigenes Empfinden, die Wirkungen und Eindrücke der dämonischen Natur des Großherzogs auf ihn selbst, auf sein ganzes Wesen und Sein einmal schildert: „So wirft sich auch das Dämonische gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große. Beim verstorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß Niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rath unternahm, glückte mir, so daß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu thun sei, wo er es denn instinktmäßig aussprach, und ich immer im Voraus eines guten Erfolges gewiß sein konnte.“

Wenn in diesen Sätzen zunächst nur das allgemein menschliche Verhältniß zwischen Fürst und Dichter bezeichnet wird, so kann doch kein Zweifel sein, daß sich

Goethe im Politischen des unbedingten Einflusses Karl Augusts am stärksten bewußt war und geblieben ist. Soweit man das Zusammenleben beider zurückzuverfolgen im Stande war, zeigte sich trotz des Altersunterschiedes ein gewisses Ueberwiegen politischen Talents, Urtheils und vor Allem politischen Interesses schon frühzeitig bei Karl August. Goethe hatte sich in diesen Dingen mehr treiben, mehr zwingen, mehr leiten lassen. Seine persönliche Neigung stand nicht nach dieser Seite; die Politik war nicht die Thätigkeit seiner Wahl. Wenn er wohl in sonstigen Geschäften, wie etwa in der Leitung des Theaters auf seiner „Souveränetät" bestand, so unterordnete er sich in politischen Dingen nicht nur willig, sondern mit einer Art von Begeisterung und mit einem wahrhaft fatalistischen Glauben, daß sein theurer Herr nicht nur berufen ist, sondern auch zu den Auserwählten gehöre, deren staatsmännische Weisheit keinen Zweifel zuläßt. Die Lehrjahre vor der französischen Revolution haben in dieser Beziehung die unauslöschlichsten Eindrücke auf Goethes Gemüth, auf seine gesammte politische Denkungsart hervorgebracht; was er jener Lehrzeit an Einblick und Verständniß in die staatliche und gesellschaftliche Welt verdankte, ist im Großen und Ganzen ausschließlich das, was in allen seinen Aeußerungen, in allen seinen Urtheilen über Ereignisse und Staatsmänner, in seiner ganzen Stellung zum Staat und zu staatlichen Aufgaben und Pflichten sich wiederspiegelt bis an das Ende seines Lebens.

Und hier darf man wohl noch einmal einen Rückblick auf Ilmenau wagen: Alles, was das Gedicht dem Herzog prophezeite, war wahr geworden; ein halbes Jahrhundert hindurch haben die beiden Männer, die dort im Felde einst nächtigten, im gegenseitigen Geben und Empfangen die herrlichsten Früchte gezeitigt; auf diesem und jenem Gebiete war bald dieser bald jener der Meister. Daß in der großen gewaltigen Epoche die staatsmännisch bedeutende Auffassung meist mehr auf Seite des fürstlichen Herrn war, — wer möchte wohl zweifeln, daß Goethe schon vermöge seiner naturgesetzlichen Anschauungsweise aller Dinge auch darin nur eine Folge angeborner und ererbter Eigenschaften gesehen haben wird.

Die unvergeßlichste Charakteristik des Verhältnisses von Fürst und Dichter sprach dieser aber selber aus, als er am fünfzigjährigen Regierungsjubiläumstage vom Großherzog in die Arme geschlossen, unter den Thränen der tiefsten Erschütterung nur die Worte zu sagen vermochte: „Bis zum letzten Hauch beisammen."



Anmerkungen und Zusätze

mit einem

Anhange

über

Goethe als Historiker.





Anmerkungen und Zusätze.

1) **Zur Literatur** über Goethes politische Anschauungen bemerke ich Folgendes: Der Aufsatz Dahlmanns über Goethe ist schon 1833 13. Febr. in der Hannov. Ztg. erschienen und eröffnet den Reigen beachtenswerther Stimmen. Selbstverständlich findet man bei Braun, „Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen", noch eine Menge von zum Theil höchst lehrreichen Aussprüchen, die für den strengen Goetheforscher gewiß sehr erwünscht sein mögen, für den Liebhaber dagegen, als den ich mich hiermit lediglich erklärt haben will, doch gar zu langweilig wären, wenn er sie alle eingehend berücksichtigen sollte. Hier kommt es mir nur darauf an, gegenüber einigen hervorragenden Erscheinungen im Gebiete der Goetheliteratur Stellung zu nehmen. In Varrentrapps Ausgabe von Dahlmanns Kleinen Schriften, die ich benütze, vermisse ich eine Angabe darüber, von welchen „Heften" in dem Aufsatze Dahlmanns die Rede ist. Offenbar handelt es sich um einen Angriff auf Goethe, den Dahlmann zurückweisen will. Die „vorwurfsvolle Erscheinung", die Goethe „für die Mitwelt" vorstellt, muß — so lächerlich es heute klingt, — auch immer im Auge behalten werden, wenn man die Gespräche Goethes in den letzten Jahren



untersucht, weil er vieles im Aerger und Widerspruch gegen die Anwürfe sagt, die ihm zu Theil geworden sind. Da wir das Material und alle die Umstände, auf die sich Goethes Aeußerungen beziehen, nicht mehr mit einem Blicke übersehen, und die Thorheiten, gegen die er ankämpft, uns nicht groß genug vorzustellen im Stande sind, machen wir leicht Mißgriffe, wenn wir Bemerkungen Goethes, die bloß in einer bestimmten Beziehung gesagt waren, einen allgemein giltigen Werth beizulegen geneigt sind. Dahlmann bemerkt nun, obwohl er immer mehr entschuldigt und rechtfertigt, als zustimmt, einiges ganz vortreffliche: „Fast noch hitziger wiederholt sich der Vorwurf, daß er auch in der Politik nicht rechtgläubig gewesen ist. Goethe war eben auch hier ganz er selbst. Sein Blüthenalter rankte sich um die Ruine des deutschen Reichs, die, ehe sie gänzlich unbewohnbar ward, den edelsten deutschen Geistern ein friedliches Obdach gewährte.“ Die Stellung Goethes in der Napoleonischen Zeit wird dann allerdings etwas schulmeisterlich mit griechischen Weisheiten zugedeckt, womit doch wenig gedient wäre, wenn man nicht etwas besseres und verständlicheres zu sagen wüßte, wovon weiter unten geredet werden soll.

Gervinus erwähne ich bloß als den vornehmsten Vertreter einer gleichsam poetisch-literaturgeschichtlichen Vornehmheit, von welcher sich ja durch lange Zeit und zum Theil noch heute viele Kreise leiten lassen. Die bekannten philisterhaften Redensarten, daß die Dichter mit dem Volke gehen müssen und ähnliches, was sie bekanntlich niemals zu thun liebten, sind zwar nicht von Gervinus, aber von literaturgeschichtlichen Nachtretern häufig noch verschlimmert worden. Eine schärfere Reaktion gegen die politischen Angriffe scheint mir seit der hundertjährigen Geburtsfeier, die im Sturm der Zeit untergesunken war, eingetreten zu sein. Dieser Kampf ist zuerst von den Weimarer Kreisen erfolgreich aufgenommen worden. Und ich unterlasse nicht hier anzumerken, daß ich meinerseits in Bezug auf mein Thema von dem guten, vortrefflichen Adolf Schöll bei weitem am allermeisten gelernt habe; ja ich möchte fast sagen meine hauptsächlichste Weisheit ist nichts, als Adolf Schöll. Dessen Karl

Augustbüchlein ist durch die Trefflichkeit der Anordnung und die Klarheit der Zusammenstellungen ein wahres Labsal in der durch lauter Geist mich zuweilen dämlich machenden Goethephilologie. Sein älterer Aufsatz: Goethe als Staats- und Geschäftsmann, ist in der erweiterten Ausführung der Ausgabe von 1882 (Berlin, Hertz) so ganz einzig dastehend in Bezug auf Gelehrsamkeit, wie in Bezug auf die entscheidenden Punkte, daß ich ein für allemale sagen darf: in nuce findet jedermann das ganze Gebäude meiner vorgetragenen Ansichten auf S. 247, 248, 249 des Schöllschen Werkes beisammen. Ich habe nur als Historiker manches zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, was nicht sofort jedermann auffällt. Und lediglich daraus nehme ich die Berechtigung, die Sache vorzutragen.

Etwas anderes ist es mit den politischen Ansichten Goethes im Allgemeinen. Hier wird man in der ausgezeichneten Arbeit Schölls vielleicht die Festigkeit und Entschlossenheit vermissen, die ich in einer andern, fast ganz vergessenen und kaum wieder genannten Broschüre gefunden habe, die ich zu zweit als meine Lehrmeisterin zu nennen habe. Im Jahre 1863 hat zu Gratz in Steiermark ein alter Professor aus der in der klassischen Zeit von Weimar nicht unbekannten Familie der Kosegarten einen ganz ausgezeichneten Vortrag, „Goethes politische Anschauung und Richtung“ gehalten, der dann in erweiterter Gestalt gedruckt worden ist. Diese Schrift (Berlin, Heinicke 1863) ist bei weitem das allerbeste und vernünftigste, was jemals über Goethes politische Anschauungen gesagt worden ist. Wenn es sich darum handelte, einige feststehende Formeln für Goethes politischen Charakter zu gewinnen, so dürfte man das kleine Werkchen von Kosegarten für vollständig erschöpfend halten; indessen wird nicht zu läugnen sein, daß der Stoff sowohl, wie die ganze Person Goethes sich dagegen sträuben, einen Panzer abgemessener politischer Ueberzeugungen anzunehmen und zu umgürten. Wenn Goethe z. B. versichert, wie sehr ihm die Freiheitsapostel zuwider wären, so handelt es sich eben um ein Epigramm, um eine augenblickliche Stimmung, um eine Herzensergießung, nicht um eine Restauration der Staatswissenschaften,

nicht einmal um die Erklärung eines Einverständnisses mit Burke. Man weiß nicht einmal, welcher Gimpel es eben gewesen sein mag, dessen Gesang den Dichter zu dem verallgemeinerten Satz des Epigramms gedrängt haben mag. Allzu ernstlich darf man es gewiß nicht nehmen mit dem Hasse der Freiheitsapostel — die anständigen und besonnenen waren Goethe am Ende doch ganz liebe Menschen und angenehme Gesellschafter. Indessen werden gewisse Grundstimmungen durch dichterische Aussprüche und selbst durch den Mund dramatischer Personen geoffenbart, man darf nur nicht an irgend eine systematische Ausgestaltung politischer Ueberzeugungen dabei denken wollen. In letzterer Beziehung darf ich den Abschnitt in dem Buche des Herrn Otto Harnack nicht unbeachtet lassen: „Goethes Betrachtung der politischen und sozialen Verhältnisse“ in „Goethe in der Epoche seiner Vollendung,“ S. 179—229. Der erste dort ausgesprochene Satz ist die Grundlage meiner Darstellung in meinem Vortrag gewesen: „Goethe war niemals Verfechter eines bestimmten politischen Systems, ein Anhänger einer organisirten politischen Partei. Auch seine politischen Anschauungen sind durchaus erwachsen aus dem Bewußtsein der praktischen Aufgaben seiner thatsächlichen Lebensstellung, verbunden mit fortgesetzter Beobachtung der politischen und sozialen Verhältnisse, die ihn umgaben, oder irgend welche Bedeutung für sein geistiges Leben gewonnen hatten.“

Ueber mehreres Einzelne, wie Epimenides, spreche ich unten. Hier will ich nur bemerken, daß ich mich mit Rücksicht auf das geschätzte Werk Harnacks um so lieber aller Benutzung der dichterischen Stellen aus Goethes Werken enthalten konnte, als man aus solchen bereits allen Gewinn gezogen findet. Zu bemerken möchte ich mir nur noch erlauben, daß ich mir die „Constructionen“ des Buches nicht anzueignen vermöchte.

Ich sehe von einer weiteren Masse von kleinen Schriften über den Gegenstand ab, und erwähne nur noch Prof. Albert Lüttge, „Goethes Verhältniß zur Geschichte und Politik“, worüber ich noch eingehender in dem Excurs über die Geschichte sprechen will, da die Abhandlung doch vorwiegend sich darauf bezieht.

[2]) **Leopold von Ranke**, sämmtliche Werke, Bd. 49, S. 171. **Es ist sehr merkwürdig, daß Ranke bei einer so bestimmten Mittheilung sich geirrt haben sollte, zumal als der Brief an Voigt, Weimarer Ausg. Nr. 2953 Ranke doch nicht bekannt sein konnte.** Derselbe fehlt auch noch in der Ausg. von O. Jahn. Unter diesen Umständen habe ich mir alle Mühe gegeben, auf Rankes Quelle zu kommen, war aber nicht im Stande, etwas zu finden und muß es andern überlassen, die Sache aufzuklären, wobei dann wieder das merkwürdige zu berücksichtigen sein wird, daß Ranke von der Kenntniß Goethes von Niebuhrs Ausspruch erst durch Eckermann, also 1835, Erfahrung gehabt haben konnte. In Bezug auf die Goethesche Weissagung von 1792 glaube ich noch etwas wichtiges bemerken zu sollen: Daß die Sache nicht auf einer gewöhnlichen Combination historisch-politischer Art, sondern aus Goethes — freilich zuweilen bestrittener — spezifischer Gabe der Weissagung hervorgegangen ist, ergiebt sich daraus, daß er an denselben Voigt kurz vorher schrieb: „Das gute Schicksal lasse aus dem bevorstehenden Feldzug keinen Krieg werden. Ich hoffe es. Wir haben in diesen calculirenden Zeiten mehr solche Wetter vorübergehen sehen." Ferner ist zur Erkenntniß davon, daß in dem Ausspruch eine wirkliche Weissagung verborgen war, zu bemerken, daß es in Nr. 2953 unmittelbar vorher heißt: „Ich habe mit Betrübniß gesehen, daß das Geheime Conseil unbewunden diesen Krieg für einen Reichskrieg erklärt hat. Wir werden also auch mit der Heerde ins Verderben rennen." Weiteres s. unten über den Feldzug in der Champagne. Hier nur noch die Bemerkung, daß der politische, Goethen bekannte Actenbestand in jenem Augenblicke gar keine Anhaltspunkte zu einer Aussicht auf einen 30 jährigen Krieg darbot. Mithin gehört die Sache in die reinste Kategorie von Prophetenworten des Dichters.

[3]) Zur richtigen Beurtheilung der Quellen und des Quellenwerthes der Gespräche und der Briefe wäre natürlich sehr viel zu sagen und ich kann nur künftigen Forschern auf diesem Gebiete den Rath geben, von allen den Grundsätzen, welche

die sogenannte historische Kritik in unverblümter Simplicität aufstellt, gründlich absehen zu wollen. Den Gesprächsüberlieferern gegenüber hat schon Herr von Biedermann einen feinen, aber undefinirbaren Takt bewiesen, der hier einzig und allein helfen kann. Ich glaube nicht, daß sich Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit ein für allemale an die Ueberlieferung bestimmter Personen heften lasse, aber ich gestehe, daß ich von einzelnen, wie z. B. Riemer, so wenig wie möglich annahm, ohne daß ich wüßte warum. Der Mann bringt das meiste in einer Weise vor, die mir eben nicht gefällt, am liebsten ist es mir, wenn man den Kanzler Müller abschreiben kann; das ist eine wahre Freude, wobei ich aber wiederum unsern graswachsenhörenden Kritikern versichern muß, daß ich eigentlich nicht weiß warum.

In Betreff der Briefe wurde neulich von einer Seite aus Anlaß des Erscheinens des 9. und 10. Bandes der W. A. bemerkt, es wäre unverständlich, wie wenig die Schreiben aus und über den Feldzug enthielten. Ich glaube die Erklärung im Texte gegeben zu haben, und füge nur hinzu, daß das vorige Jahrhundert es mit dem Amtsgeheimniß sehr — sehr viel strenger nahm, als spätere Zeiten, da man es damals ganz selbstverständlich fand, wenn auf die Verletzung desselben Rad und Galgen gesetzt war. Aber auch ohnedies würde es Goethe wahrscheinlich recht geschmacklos gefunden haben, seiner Frau von politischen Dingen zu erzählen.

Häufig tritt die Ansicht auf, daß Goethe überhaupt kein wirkliches Interesse für die Politik gehabt habe, da er bei unzähligen Gelegenheiten sich ihrer überdrüssig erklärt hätte. Letzteres ist richtig, beweist aber gerade das Gegentheil, was freilich unsere heutige ewig und stündlich kannegießernde, das politische Stroh zu stetem Zeitvertreib ausdreschende Gesellschaft schwerlich zu glauben geneigt sein wird. Die Wahrheit ist aber, daß alle wirklichen Staatsmänner Politiküberdrüssige Aeußerungen stets gemacht haben und machen werden und folglich auch Goethe. Zur Vergleichung bietet sich Bismarck; unter hundert Stellen etwa: „Ich habe vom 23. bis 32. Jahre auf dem Lande gelebt und werde die Sehnsucht, dahin zurück-

zukehren nie aus den Adern los, nur mit halbem Herzen bin ich bei der Politik;" — oder „Schließlich hoffe ich, daß mir Alles ebenso Wurscht werden wird, wie andern Leuten;" oder als Bundestagsgesandter: ich regiere Deutschland comme le roi d'Yvetot, se levant tard, se couchant tôt, dormant fort bien sans gloire!" Vielleicht genügen diese Bismarckschen Aeußerungen denen, die nicht genug Beweise zu haben glauben, daß Goethe mit der Politik nichts zu thun haben wollte.

[4]) **Die Epimenidesfrage** wurde neuestens durch Herrn Dr. Morsch in einem außerordentlich lehrreichen Aufsatz im G. J. XIV. 212 besprochen. Die große Gelehrsamkeit, mit der hier die Epimenidesdramen vor Goethe erörtert werden, verleiht der Arbeit gewiß einen bleibenen Werth, ich muß mich aber gefaßt machen, als ein ganz und gar unphilologischer Liebhaber angesehen zu werden, wenn ich zu meinem Bedauern sagen muß, daß ich mir nicht entfernt die Vorstellung mache, Goethe habe sich selbst unter dem Epimenides vorstellen und so gleichsam auf die arme Sünderbank setzen wollen. Ich muß auf die oben schon citirten Worte verweisen „Und wir sind alle neugeboren" — also doch nicht Goethe allein. Goethe hat ja doch auch später, nachdem er den Epimenides geschrieben, immer wiederum darauf gepocht, daß er eine ganz richtige Ansicht von Napoleon gehabt habe, ja er erhebt sich fortwährend gegen die Verkleinerer Napoleons, selbst gegen Walter Scott, da kann er doch nicht gemeint haben, daß er früher geschlafen und 1815 erwacht sei. Er hat sich ja für seine Person gar nicht in seinen Ansichten geändert, sondern ist immer derselbe geblieben. Denn daß er sich über 1806 gefreut hat, wird doch niemand behaupten wollen. Die ganze Napoleonfrage gestatte ich mir noch weiter unten zu behandeln. In Bezug auf Epimenides bemerke ich noch, daß Düntzer bekanntlich schon die Deutung des Schlafes des Epimenides auf Goethe versucht hat, wogegen sich v. Loeper in der Einleitung zu E. aussprach. Vgl. Harnack a. a. O. S. 193. Im übrigen ist der Epimenides deshalb nicht geringer, weil er nicht die Person des Dichters vorstellt. Ich gestehe, daß ich diesen Epimenides für den veritabeln Epimenides halte,

von dem sich nur der Dichter das Vergnügen gemacht hat, ihn aus Griechenland nach Deutschland kommen zu lassen. Ich würde übrigens, falls die Goethephilologie schon durchaus eine Personification haben müßte, vorschlagen, daß unter dem Epimenides vielleicht lieber der Freund und College Goethes, von Voigt verstanden werden könnte?!

5) **Zu H. Taine und Victor Hehn.** Das erste Buch Taines S. 109 schließt mit Worten, die man hundertmal aus Goethes Mund in mannigfaltigen Variationen gehört hat: Déjà avant l'écroulement final, la France est dissoute, et elle est dissoute parce que les privilégiés ont oublié leur caractère d'hommes publics.“ Goethe sagte einmal, man könne „die Aufgeregten“ als sein politisches Glaubensbekenntniß zur Zeit der französischen Revolution ansehen. „Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt soeben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist und daß die revolutionären Aufstände der untern Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen anderer, in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen.“ „En l'état où est l'impôt, chaque largesse du monarque est fondée sur le jeûne des paysans, et le souverain, par ses commis, prend aux pauvres leur pain pour donner des carosses aux riches. Bref le centre du gouvernement est le centre du mal; toutes les injustices et toutes les misères en partent comme d'un foyer engorgé et douloureux; c'est ici que l'abcès public a sa pointe, et c'est ici qu'il crèvera. (S. 107.)

Und an einer andern Stelle, bei der man sich gleich an Goethe erinnern wird, heißt es von der „bonne machine“ der Staatsverwaltung (S. 101): Un Frédéric II levé a quatre heures

du matin, un Napoléon, qui dicte une partie de la nuit dans son bain et travaille dix huite heures par jour, y suffiraient à peine. Un tel régime ne va point sans une attention toujour tendue, sans une énergie infatigable, sans un discernement infaillible, sans une sévérité militaire, sans un génie superieur etc. Im Auswandererstaatsplan sagt Goethe: „Das größte Bedürfniß eines Staates ist das einer muthigen Obrigkeit;" und was wird den Regierenden empfohlen? „Republiken habe ich gesehen und das ist die beste, die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil gewährt." —

Die überraschendste Analogie zwischen Taine und Goethe ergiebt sich aber, wenn man die allgemeine Beschreibung des Zustands vor der Revolution in Dichtung und Wahrheit und im Ancien régime (S. 399) liest.

„Der beruhigte Zustand des deutschen Vaterlands, in welchen sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich .... in seiner Gestalt vollkommen erhalten."

... Auch fehlte es dieser Klasse nicht an geistiger Kultur ...

... In Deutschland war es noch kaum Jemand eingefallen, jene ungeheuere privilegirte Masse zu beneiden oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet ..

... Der Adel war sicher in seinen unerreichbaren durch die Zeit geheiligten Vorrechten, und der Bürger hielt es unter seiner Würde, durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem

Pendant longtemps, la philosophie nouvelle, enfermée dans un cercle choisi, n'avait été qu'un luxe de bonne compagnie. Negociants, fabricants et boutiquiers, avocats, procureurs et médecins, comédiens, professeurs ou curés, fonctionnaires, employés et commis, toute la classe moyenne était à sa besogne. L'horizon de chacun était restreint; c'était celui de la profession ou du métier qu'on éxerçait, de la corporation dans laquelle on était compris, de la ville où était né et tout au plus de la province où l'on habitait. La disette des idées et la modestie du cœur confinaient le bourgeois dans son enclos

Schein derselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker hatte genug zu thun, um mit den schneller vorschreitenden Nationen einigermaßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tages nicht beachten will, so dürfte man wohl sagen, es war im Ganzen eine Zeit eines reinen Bestrebens, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer oder innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte."

Vgl. bei Goethe das métier des Regierens.

héréditaire. Ses yeux ne se hasardaient guère au delà dans le territoire interdit et dangereux des choses d'État; à peine s'il y coulait un regard furtif et rare; les affaires publiques étaient „les affaires du roi". . . . l'avocat Barbier . . . ajoute cette profession de foi significative: „Je crois qu'il faut faire son emploi avec honneur, sans se mêl[e] d'affaires d'État sur lesquell[e] on n'a ni pouvoir, ni missio[n] etc.

Den entsprechenden Gebrauch von diesen Stellen m[...] ich weiter unten im Texte und brauche wohl nicht hinzuzuf[...] daß es mir nicht einfällt, nach dem Beispiel der heute so beliebten philologisch-historischen Kritik — an irgend [...] Zusammenhang dieser oder ähnlicher Stellen zu denken. [...] könnte ja leicht historische oder philologische Seminaristen [...] die sich vorstellten, Taine werde wohl Goethe hier „ausgeschr[...] haben. Umgekehrt! für die ausgezeichnete Beobachtun[g] Goethes betreffs seiner Jugendzeit ist es bezeichnend, da[ß] eminenter Kenner der Geschichte, wie Taine die Physi[...] der Gesellschaft in sachlich vollkommen übereinstimmend[...] schildert. Daraus ergiebt sich aber auch, daß für [...] politische Gesammtauffassung diese festen und guten [...]eindrücke vollkommen maßgebend waren.

Etwas ähnliches ist es mit dem scharf ausgeprä[...] Goethes für die ständische Gliederung der Gesells[...] welche Vorstellung selbst die Charaktere seiner Dicht[...] verständlich sind. Letzteres hat in vortrefflichster W[...] Hehn nachgewiesen: Gedanken über Goethe, I[...]

S. 227 ff. Gleich von vornherein ist Hehns Darstellung auf den richtigen Standpunkt gestellt, daß im 18. Jahrhundert und daher auch im Gedanken des Dichters die politische Ständeeintheilung weit hinter die soziale Gliederung zurücktritt. Hehn beruft sich auf Aurelie in Wilhelm Meister 4, 16 — und auf die Briefstelle an F. v. Stein: „Edelsheim ist auch hier, und sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals, ich kenne keinen klügeren Menschen. Er hat mir Manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe" u. s. w.

Dabei habe ich einen wichtigen Zusatz zum Text zu machen. Das Bewußtsein der Auflösung der politischen Stände spricht sich auch in den politischen Anschauungen Goethes aus; ist doch auch bei Taine der Nachweis, daß die „Structur der Gesellschaft" mit den berechtigten Factoren der Staatsverfassung sich nicht mehr entsprechend deckte, von so großer Wichtigkeit für das Verständniß der Revolution! Goethe besaß auch in dieser Beziehung ein vollkommenes Verständniß der Zeit. Eine weitere Benutzung des „Bürgergenerals", des „Großkophta" und der „natürlichen Tochter" würde vielleicht noch manche Ergänzung zu der trefflichen Darstellung Hehns geben können. Die Bemerkung Goethes, es habe ihm „grenzenlose Bemühung" gemacht, das schrecklichste aller Ereignisse (die französische Revolution) in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen, und er hätte „sein poetisches Vermögen dabei fast unnützerweise aufgezehrt," möge hier zum Schlusse noch für die im Text vorangestellte Behauptung angeführt sein, daß Goethes gesammte Weltanschauung nur aus dem großen Risse erklärlich wird, der durch die französische Revolution in der modernen Welt entstanden ist. Unter den Gründen der Revolution hat Goethe 1823 übrigens auch den Mangel der Etiquette Marie Antoinettes angegeben, was gewiß ebenso zutreffend als charakteristisch für Goethe ist; Biedermann Gesp. Nr. 833.

[6]) Wenn ich nicht irre, sind in neuester Zeit Versuche gemacht worden, durch Deuteleien von Wahrheit und Dichtung auch an diesem entschiedenen Charakterzug Goetheschen Ahnungsvermögens Zweifel zu erregen.

⁷) Napoleon, Freiheitskriege und Vaterlandsliebe.

Unter den, die politischen Anschauungen Goethes betreffenden Ueberlieferungen macht alles das, was man die Napoleonfrage nennen könnte, in Bezug auf Feststellung des Thatbestandes, wie auf Beurtheilung des Verhaltens des Dichters uns Heutigen die größte Schwierigkeit. Ich habe daher zur Charakterisirung des politischen Goethe diesen Gegenstand gleich an die Spitze der Betrachtung gestellt und fühle mich veranlaßt, mit meiner Ansicht nicht zurückzuhalten. Mit Schönfärbereien ist hierbei nichts geholfen, man muß der Sache offen ins Gesicht sehen. Von den den Dichter compromittirenden Ueberlieferungen sind übrigens nicht die von Morsch im G. J. XIV, 242 erwähnten Stellen das schlimmste und bedenklichste, sondern vgl. besonders Biedermann Nr. 584, 593, besonders S. 113, 114, ferner 595 b. Weiter die Mittheilungen des preußischen Artillerie-Offiziers Bd. VIII, S. 296 und besonders 334 und 335. Auch kann wohl Biedermann Nr. 263, II, 110 hierher gerechnet werden, obwohl es eine Riemersche zurechtgemachte Darstellung über Vaterlandsliebe ist. Endlich die Tagebuchnotiz vom 4. Nov. 1813: „Was mich über diese Tage tröstet“ u. s. w. Die oft citirten in Dresden gesprochenen Worte von den Ketten sind nicht nur sehr unschuldig, sondern lassen ja gerade das Gegentheil erkennen, daß nämlich Goethe die französischen Ketten als Ketten anerkannte, und empfand. Dagegen lassen die erwähnten Stellen die Deutung zu, daß Goethe das Schlachtenglück der verbündeten Armeen ungern gesehen habe.

Was feststeht, ist daher 1. daß er mit dem bestehenden Rheinbündlerischen Zustand zufrieden war. 2. Daß er sich von den Siegen der Verbündeten in Bezug auf die Zukunft Deutschlands wenig versprach.

Für letzteres sind dann die Gespräche mit Luden, über die Unfertigkeit und Unreife Deutschlands und die Bemerkung (Biedermann III, S. 106), daß die Deutschen immer nur ihre politische Lage im Hinblick auf den Westen, aber nicht im Hinblick auf den Osten beurtheilten, entscheidend.

In Bezug auf den ersten Punkt ist nun zu beachten:

a) daß der Minister Voigt durchaus auf demselben Standpunkt, wie Goethe sich befand, wobei die persönlichen Schicksale des Sohnes von Voigt auf die Weimarische Gesellschaft noch insbesondere einen für Napoleon außerordentlich günstigen Eindruck machten. Aber auch bei Voigt ist die Wendung, wie bei Goethe, eine rasche, plötzliche und durchaus correcte in dem Augenblicke, wo der Sturz des Imperators und die Vertreibung der Franzosen vom deutschen Boden gesichert waren. Vgl. die treffliche Einleitung Jahns zum Briefw. Goethes mit Voigt S. 105—108. Daraus ergiebt sich der Schluß, daß die Auffassung dieser Männer von den Begebenheiten eben eine sehr nüchterne war, wie sie sich aus dem Geschäftsleben aller in den politischen Dingen damals in Wirklichkeit mitten drinnen stehenden Männer, die einen Begriff von Verantwortlichkeit hatten, vollkommen erklärt. Vgl. die Aufzeichnungen von Begeulins, Ernst, Ad. Denkwürdigkeiten &c. S. 50 u. a. a. O., aus denen hervorgeht, daß die verständigen Leute in Preußen, voran Hardenberg, ganz genau von denselben Stimmungen, Befürchtungen, Zweifeln und Hoffnungen geplagt wurden, wie die zu noch viel größerer Unsicherheit verdammten Minister der Duodezstaaten. Hier zeigt sich mithin alles, was wir von Goethe wissen, höchst natürlich, selbstverständlich und seiner Stellung anpassend. Man kann es zwar begreiflich finden, daß ein talentvoller Primaner, der die Biographie Goethes liest, den Wunsch hegt, der geliebte Dichter des Goetz hätte auch geharnischte Sonnette schreiben sollen, in Wahrheit hätte sich aber der Weimarische Minister Goethe als ein 65 jähriger Don Quixote vorkommen müssen, wenn er das gethan hätte.

b) Die Zufriedenheit mit den bestehenden Zuständen des Rheinbunds war überhaupt größer, als es einer pathetischen und in Folge dessen nachgerade etwas anrüchig werdenden Geschichtsklitterung einzugestehen beliebt. Sehr große Geister unserer Nation haben sich insbesondere in Süddeutschland für überzeugt gehalten, daß durch den Zusammensturz der neuen Verhältnisse, die größten Thorheiten vergangener Zeiten wieder aufleben würden, und alles das, was der neuen Zeit zu verdanken war, in

Gefahr gerathen würde. Ich rede nicht von Leuten wie Montgelas und Dalberg, sondern vom großen Philosophen Hegel. Er schreibt 1806 . . . zweifle nicht daran, daß im Rücken der Armee der Postenlauf itzt frei circulirt. Wie ich schon früher that, wünschen nun alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinsten Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann."

Am 23. Dez. 1813. Der Preis der Einquartirung in den Schenken ist für 1 Russen 1 fl. 12 kr. — für 1 Oesterreicher 1 fl. 52 kr. (für 1 Franzosen war es 48 kr.), für 1 Bayer 36 kr., für 1 bayr. Rekruten 24 kr., welcher Gradationsstempel! Der Russe ist eben dreimal theuerer als ein bayr. Rekrut um 3 Qualitäten willen 1. des Stehlens; 2. der Läuse; 3. des entsetzlichen Branntweinsaufens (jedoch in Ansehung des ersten Punktes kann ich den Russen zur Ehre bezeugen, daß ich von einem Oesterreicher bestohlen worden) . . . wenn wir das erlangen, was wir zu erlangen wünschen, sehe ich das für eine überschwengliche Frucht der vertriebenen Unterdrückung an — um so mehr, wenn die hiesige Pastete zur alten Herrlichkeit zurückerblühen sollte; — ungeachtet der edlen Frucht der neuen Freiheit, die Zeitungen, sowie die Briefe und Erzählungen mit lauter Lügen frank und frei anfüllen zu dürfen, ist so viel zuverlässig, daß Herr von Günderode nun Chef (vormals Schöff) in Frankfurt an Jemand in hiesiger Nähe geschrieben . . . daß Leipzig, Nürnberg, Frankfurt eine eigenthümliche Verfassung erhalten sollen, und zwar mit besonderer Garantie der Engländer!"

Und am 10. April 1814. „Unsere Regierung hat nun den Besitz ihrer erlangten Freyheit ausgeübt und die durch das französische Joch gekränkte Souveränetät der Welt und ihren Unterthanen gezeigt . . . . Ob wir außer dieser auch noch andere Folgen der Befreyung und Früchte der Lasten erhalten sollen, wollen wir ruhig abwarten."

29. April: „Gott weiß, was alles unter diesen Tschuwaschen verstanden sein mag; — daß das Publikum hofft und der

Pöbel überzeugt ist, wieder reichsfrey zu werden, habe ich oben schon bemerkt; sie hoffen die guten alten Zeiten wieder zurück, dann kann man, drückte sich einer aus, doch wieder einen um 16 Bazen eine Ohrfeige geben; (denn soviel kostete dieß unter der vorigen Regierung) — und empfangen, denkt der andere hinzu."

Mögen diese Stellen genügen, um einigermaßen das Verständniß für Aeußerungen und Meinungen Goethes in der Zeit der Befreiung Deutschlands zu befördern. Allerdings blickt man da in eine ungeahnte Nüchternheit — aber der rechte Staatsmann wird immer eine große Portion von dieser Eigenschaft nöthig haben.

In Bezug auf den zweiten Punkt, die Unsicherheit der Zukunft Deutschlands betreffend, ist folgendes zu erwägen:

a) „Zuerst Ludens Referat über das Gespräch vom November 1813: „Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus."

Die Ludenschen Aufzeichnungen denke ich mir in den Hauptsachen auf gewissen Niederschriften unmittelbarsten Eindrucks beruhend, gleichwohl ist die gesammte Darstellung sehr gekünstelt, und scheint als Ganzes betrachtet ein Werk späterer Erinnerung. An der citirten Aeußerung halte ich aber um so lieber fest, weil sie wiederum den Beweis einer außerordentlich großen Voraussicht und eines enimenten politischen Urtheils über die „Lagen" wie Fürst Metternich sagte, darbietet. Goethe hat nicht verkannt, daß Deutschland einer starken östlichen Strömung entgegengeht und sein Urtheil war um so unbefangener, als er nachmals erkennen ließ, daß ihm die heilige Allianz nichts abschreckendes darbot. Allein als Kenner und Schätzer der historischen Thatsachen, zweifelte er keinen Augenblick, daß im Großen und

Ganzen in Europa an die Stelle Frankreichs — Rußland und Oesterreich als dominirende Mächte treten, und er hatte richtig gesehen und recht behalten.

b) Die spezielle Zukunft Deutschlands betreffend, so fehlen uns alle Anhaltspunkte, um zu erkennen, was von diplomatischen und vertragsurkundlichem Material der Jahre 1813, 1814, 1815 Goethe vorgelegen hat. Die allgemeinen Redensarten, die uns Luden über den tiefen Schlaf Deutschlands mittheilt, — mögen, wenn sie genau so von Goethe geäußert wurden, die „schmerzvolle Resignation" Goethes und die „Thränen" Ludens dramatisch erklären können, aber einen anständigen Werth für Goethes politische Ansichten in diesem Falle haben sie nicht. Aufrichtig gestanden, ich glaube kein Wort von der „schmerzvollen Resignation" — ich halte dieselbe für eine richtige Professorenweisheit und dazu für eine Eitelkeit, die bestrebt ist, sich die höfliche Zurechtsetzung, welche Luden erfahren hatte, so auszulegen, als habe Goethe Weltschmerz gehabt, während er nur von der Thorheit Ludens, in Jena! ein Weltblatt herausgeben zu wollen, welches noch dazu den erschütternden Namen „Nemesis" führen sollte, allerdings sehr schmerzlich berührt gewesen sein wird. Goethe schmerzvolle politische Resignation zuzuschreiben, muß einem wirklich wie ein schlechter Scherz vorkommen.

c) Die rege Theilnahme an den Friedens-Geschäften der Mächte nimmt man aus der Correspondenz mit Voigt wahr, die aber erst von dem Moment an, wo der Herzog mit von Gersdorff in Wien weilte, theilnahmsvoll zu werden beginnt. Goethe findet dann freilich in den Berichten von Gersdorffs allen Grund sich zu beglückwünschen, daß er in Wien nicht nöthig habe, diplomatische Diners mitzumachen. Daß er überhaupt mit dem Gang des Wiener Congresses nicht sehr zufrieden war, scheint sicher. Er macht, es sei dies zur Freude aller liberalen deutschen Biedermänner gesagt, sogar böse Bemerkungen über die Seelenzählungen und über die „armen Seelen im preußischen Fegefeuer" und über die „Begünstigung der Madiatisirten." Etwas näheres weiß man indessen nicht, es

wäre natürlich nöthig zu erfahren, wie er über die sächsische Frage gedacht hat — archivalische Studien haben sich mir über diesen und andere Punkte nicht eröffnen können. In Bezug auf Goethes correcte Staatsgesinnung, denn so würde ich bezeichen, was ihn ziert, vgl. auch Nr. 188 bei Jahn, besonders wegen der Franzosen.

Persönliche Beziehung zu Napoleon. Ich gestatte mir auch über diesen vielbesprochenen Punkt um so mehr meine Meinung vorzutragen, als sich das Material in letzter Zeit so wesentlich vermehrt hat.

Das Benehmen Goethes gegenüber Napoleon hat ebenfalls zu den wunderbarsten Angriffen und andrerseits auch wieder zu größten Lobsprüchen Anlaß gegeben. Dem einen wie dem andern Zuge philisterhafter Herzensergießungen vermag ich nicht zu folgen. Goethe benahm sich eben, wie ein Weltmann in einer außerordentlichen Lage sich selbstverständlich benehmen wird; und wenn etwas zu einer Verschiedenartigkeit der Auffassung Anlaß geben könnte, so wäre es höchstens die Frage, ob der große „Täuscher der Welt" auch über die Menschenkenntniß eines Goethe einen kleinen Triumph davon getragen. Um dies zu bestimmen, ist es zunächst nöthig, den Thatbestand festzustellen. Wir haben die Aufzeichnung in den Tag- und Jahresheften, ferner die „Erinnerungen aus den Kriegszeiten" von F. v. Müller und Lewes' Mittheilung aus unbekannter Quelle; alles zusammen Biedermann II, 219—226. Die gelegentlichen Gesprächsbemerkungen Goethes aus späterer Zeit dienen zur Ergänzung der Tag- und Jahreshefte. Dazu kommt nun Talleyrand I, 426—429, 434, 442, 443. Vgl. Geiger in d. „Nation" 1892 Nr. 32 und G. J. XIII. 252. Goethe sagte von seinen eigenen Aufzeichnungen, daß sie unvollständig seien, er habe sich durchaus nicht bestimmt gesehen, irgend jemandem alles das mitzutheilen, was gesprochen worden. Er bemerkte ausdrücklich, er fürchtete den Klatsch. Dabei wird es aber als Axiom gelten müssen, daß an demjenigen, was er mittheilt, nicht gerüttelt werden darf; die Mittheilungen v. Müllers besitzen keinen unmittelbaren Werth; wie schon Herr v. Biedermann bemerkt,

sind die Thatsachen auch chronologisch verwirrt worden. Was Lewes bringt, zeichnet sich merkwürdigerweise dadurch aus, daß er die Aufforderung Napoleons, den Tod Caesars zu schreiben, sowie die Einladung nach Paris auf den 6. Okt. verlegt. Die große Frage ist nun: wie verhält sich die Darstellung Talleyrands zu unsern Weimarischen älteren Quellen? Höchst bedenklich ist nun folgendes. Goethe sagt ausdrücklich: nachdem der erste Theil des Gesprächs beendigt war, wandte sich Napoleon wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Contributionsangelegenheiten: „Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangsthüre zu, Berthier, Savary und sonst noch jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt."

Das Gespräch, welches Talleyrand anführt, endet dagegen mit der gänzlichen Verabschiedung Goethes von Napoleon, nachdem eine Masse von Personalfragen und -Antworten berichtet wurde, welche doch offenbar nur in dem zweiten Theil des Gesprächs stattgefunden haben konnten, als der Kaiser „durch eine Art Manöver Goethe von den übrigen Gliedern der Reihe abschnitt". Goethe sagt, diese Personalien wären geheim besprochen worden. Es ist also unmöglich, daß Talleyrand das, was von Dalberg und dem Kaiser von Rußland hier erwähnt wird, selbst gehört hat. Ebenso sind die Worte „Adieu, monsieur Goethe," da wir an der Richtigkeit der Tag- und Jahreshefte festhalten, von Talleyrand mit eigenen Ohren niemals gehört worden. Es kommt also alles auf die Zuverlässigkeit der folgenden Worte Talleyrands an: „Je suivis M. Goethe et l'engageai à venir dîner chez moi. En rentrant, j'écrivis cette première conversation, et pendant le dîner, je m'assurai par les différentes questions que je lui fis, que telle que je l'écris ici, elle est parfaitement exacte." —

Goethes Tagebuch enthält zum 1. Oktober die Notiz: „Zu Tafel bei Champagni"; auch der Tischnachbar, Bourgoing wird angeführt.

Am 2. Oktober aß Goethe beim Herzog mit der Prin-

zessin von Taxis und der Herzogin von Hildburghausen, am 3. im Geleitshaus, am 4. „Um 2 Uhr nach Weimar." Die Angaben Talleyrands können mithin nicht bestehen. Auffallend ist ferner, daß Goethe fast nie von Talleyrand gesprochen hat. Der Inhalt der Talleyrandschen Gespräche reitet überdies in merkwürdiger Weise auf gewissen Steckenpferden. Man könnte doch glauben, daß Napoleon gewiß nicht so unklug war, immer wiederum seine Tacitus-Ansichten vorzubringen. Die ganze Ueberlieferung macht eben den Eindruck, wie wenn die Talleyrandschen Aufzeichnungen durch entsprechende Ausdehnungen auf möglichst vielen Seiten und Blättern gedruckt werden sollten. Ich halte daher dafür, daß man zur Beurtheilung der Goetheschen Stellung gegenüber Napoleon sich am besten an dessen eigene Erzählungen und an das, was der zuverlässige Kanzler v. Müller nach Goethes anderweitigen Bemerkungen hinzufügt, einfach zu halten hat. Ich unterlasse es selbstverständlich, in die große Talleyrandsche Memoirenfrage (vgl. Geiger in der Nation und darnach auch Roloff in Preuß. Jahrb. Bd. 71, S. 176) tiefer einzudringen; mit der verhältnißmäßig kleinen Erfurter Angelegenheit läßt sich keine Entscheidung für das Ganze gewinnen. Aber viel zu weit geht jedenfalls Herr von Biedermann im G. J. 1893, S. 284. Zuzugeben ist demselben, daß mehrere Punkte der Napoleonischen Bemerkungen (Tacitus, wenn auch nicht immer wieder von ihm geredet sein wird, Dalberg u. A.) sehr glaubwürdig bei Talleyrand überliefert sind, aber über die oben angeführte Dinerfrage wird man keineswegs hinwegzukommen vermögen, und es wundert mich, daß Herr von Biedermann davon keine Notiz nahm. Meine Vermuthung ist diese, daß dem Herzog von Broglie eine authentische Aufzeichnung vorlag. Das Bedenklichste für seine Erweiterungen ist dagegen der folgende Umstand. Als Band I der Talleyrandschen Memoiren erschien, hätte man zwar schon in Paris wissen können, daß Goethe am 2. Oktober bei Talleyrand nicht dinirt hat, aber! — man hätte expreß für den Druck den ganz kurz vorher erschienenen 3. Band (S. 381) der Tagebücher in der Weimarer Ausgabe ansehen müssen; da aber das Manuskript vom Herzog von Broglie schon erheblich früher vor-

bereitet worden sein wird, so ist es allerdings sehr fatal, daß er sich durch die Tag- und Jahreshefte täuschen lassen konnte, denn in diesen hat Goethe nichts davon gesagt, daß er am 2. Oktober beim Herzog gespeist habe. Damit wird diese Frage denn wohl erledigt sein.

Der Kern von Talleyrands Erzählung steht im Uebrigen nicht im Widerspruch mit dem Weimarischen Quellenbestand, sondern deckt sich bis auf wenige Einzelheiten in ganz erwünschter Weise. Das Wichtigste, Napoleons Bemerkung zu Werthers Leiden, enthält sie jedoch nicht. Talleyrands Darstellung ist echt französisch gefärbt, sehr äußerlich und ohne jede tiefe psychologische Zeichnung.

Suchen wir den Eindruck und die Stimmung Goethes nach dem merkwürdigen Besuch kurz zu bezeichnen, so dürfen wir sagen, die Wertherepisode hatte den Dichter gefangen genommen. Vieles Geistreiche, was der Welteroberer hinwarf, hatte auf Goethe einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, aber Napoleons Aeußerung über Werther hatte ihn in den Bannkreis des großen Corsen gezogen. Umgekehrt stellt sich die Frage dar, welche Rolle Napoleon, objektiv betrachtet, gespielt hat.

Man ist ja sehr berechtigt, wie man den großen Spieler heute kennt und zu beurtheilen im Stande ist, vorauszusetzen, er werde auch den Größen unserer Nation gegenüber seiner Kunst haben Ehre machen wollen. Und es hat Leute gegeben, welche so weit gingen, zu behaupten, Napoleon habe überhaupt erst eben in Erfurt von der Existenz Goethes etwas erfahren. Wenn er die Comödie so weit getrieben hätte, so müßte man aber annehmen, daß er sich noch durch viele Jahre später immer von neuem bemüht hätte, das Lügengewebe seiner Wertherkenntniß fortzuspinnen. Denn dann müßte auch das Verzeichniß Bouriennes von den nach Aegypten mitgenommenen Büchern, unter welchen sich der Werther befand, ebenfalls davon beeinflußt sein. Wie wäre das anzunehmen! Goethe las auch Bouriennes Buch im Jahre 1829 und hat sich über die betreffende Notiz lediglich gefreut. —

Ein anderes Bild von dem Betragen Napoleons gewinnt

man freilich, wenn man die Situation im Allgemeinen in Betracht zieht. Wäre Goethe mißtrauischer gewesen, so hätte er sich vielleicht über eine Audienz wundern können, bei welcher der Imperator recht absichtlich Staatsgeschäfte durch eine geistreiche Conversation zu unterbrechen verstand, sich bald an diesen, bald an jenen der Anwesenden wendete und sich in einer Ungezwungenheit zu zeigen liebte, die etwas theatralisches hatte. Bleibt es überdies fraglich, ob die berühmte Phrase gelautet habe „Vous êtes un homme“ oder „voilà un homme“, so kann doch jedenfalls darüber kein Zweifel sein, daß die plumpe Absicht etwas stark hervortrat.

Aber sollte denn Goethe, nachdem er so viele Jahre den Mann des Tages schildern gehört hatte, nicht auf das gewaltsame, auffällige, zum Theil schauspielerische Wesen vorbereitet gewesen sein? Und sollte er sich denn in einer ewigen Selbsttäuschung gehalten haben, wenn er trotz dieser sicherlich guten Vorbereitung auf den Besuch immer wieder von dem Dämonisch-imposanten des körperlich ihm so wenig gewachsenen Welteroberers sprach?

Alles in Allem: von kleinlichen Dingen, wie Eitelkeit, Gefallsucht, Charakterschwäche, Unterwürfigkeit und Aehnlichem in Bezug auf die Napoleonsfrage Goethes zu sprechen, beweist eine untergeordnete Auffassung ähnlicher Begegnungen und eine Kammerdiener-artige Voraussetzung von solchen Leuten, welche nicht an die natürliche Größe und den innern Werth des Menschen wirklich zu glauben im Stande sind. Goethe hat Recht gehabt, daß er in dem innern Antheil, den sein „großartiger Dämon des Jahrhunderts“ an ihm durchaus nicht unredlich bekundete, eine stolze Befriedigung befand.

[8]) Goethe beruft sich auf das Buch von Clemens von Hügel über Spanien, doch betone ich das vielleicht im Texte, denn es ist wohl nicht unmöglich, daß der sehr schöngeistige, österreichische Diplomat Goethen seine Verfasserschaft in irgend einer Weise bekannt gegeben hat. Goethe war mit H. v. Hügel am 9. Juli 1815 auf dem Johannisberg beim Fürsten Metternich zusammengetroffen.

[9]) Wenn ich die Aeußerungen des Königs Leopold über die Metternichische Politik in der Griechenfrage in Betracht ziehe, vgl. meine Abhdlg. in der Deutschen Revue, so drängt sich mir die Vermuthung auf, daß Goethe seine Ansicht von den griechischen Angelegenheiten bei einem der Karlsbader Aufenthalte durch Mittheilungen aus der österreichischen Staatskanzlei gewonnen haben wird. Dem künftigen Biographen Goethes wird ja überhaupt die Aufgabe zufallen, viele persönliche Quellen politischer Einsichten aus den Karlsbader Aufenthalten zu entnehmen und nachzuweisen. Ich kann mich im Augenblick nicht rühmen, so weit vorgedrungen zu sein, bin aber überzeugt, daß das doctrinäre Gerede von den Ideen und Ansichten, die von irgend welchen Kathedern aus die politische Erleuchtung Goethes bewirkt haben, ganz und gar wegfallen muß.

[10]) **Ueber den Okenschen Handel** ist viel geschrieben worden, und er kann in der That nicht ernst genug, namentlich auch im Hinblicke auf Goethes politischen Leumund genommen werden. Wenn man dem Ursprung des ganzen freisinnigen Gezeters über Goethes reactionäre Gesinnungen nachspürt, so wird man immer auf diese Okensche Angelegenheit und überhaupt auf Jena hingewiesen sein. Die hier ausgekochten politischen Weisheiten, welche eine kindliche Geschichtsschreibung zu verhimmeln nicht aufgehört hat, sind eigentlich die Hauptquelle des ganzen Mißverständnisses geworden, das man verbreitete, um den alten Goethe zu ärgern. Ich unterlasse es, in eine breitere geschichtliche Darlegung der Verhältnisse einzutreten. Ich bemerke nur, daß ich mehrere, auf das Wartburgfest und ähnliches, bezügliche Ueberlieferungen (v. Biedermann Nr. 703 ff.) für das reine Blech halte, um nicht einen andern Ausdruck zu gebrauchen wie sich durch von Müllers Mittheilungen völlig sicher erweist, Da Goethe im Uebrigen nach dieser Seite gar nicht im Vordergrund der Ereignisse stand, so darf man sagen, daß sein böser Leumund doch lediglich auf die Okensche Sache zurückleitet und hier ist es nöthig, die Stellung Goethes zu Jena in jenen Jahren überhaupt einigermaßen zu revidiren.

Wir besitzen durch das große Verdienst der Herrn Dr. Wahle jetzt endlich einmal ein Hauptzeugniß über die Verhältnisse der Jenaischen Akademie, welches man als Commentar zu dem Gutachten über die Okensche Isis betrachten kann. Goethe schreibt nämlich am 11. August 1809 von Jena aus in Theatersachen an den Commissionssekretär Witzel unter Anderm: „denn bei unserm Theater kommt es mir oft, wie bei der hiesigen Akademie vor: es ist als wenn die Welt nur für die Groben und Impertinenten da wäre, und die Ruhigen und Vernünftigen sich nur ein Plätzchen um Gotteswillen erbitten müßten.“ Schriften der Goetheges. VI, 202. Die fundamentale Bedeutung dieser Stelle für die Okensche Sache leuchtet ein: Goethe fand also schon im Jahre 1809 an der Jenaer Universität nur die „Groben und Impertinenten“ von Einfluß und Ansehen. Wenn nun Goethe in dem Gutachten gleich von vornherein voraussetzt, daß Oken, wenn man ihn citirte, wahrscheinlich „unverschämt“ werden würde, so zeigt sich, daß hier eine und dieselbe Grundansicht über die weltbewegenden Jenensischen Celebritäten vorhanden war. Es würde nun natürlich mehr eine angenehme Aufgabe des Geschichtsschreibers der Jenaer Universität, als eines Essayisten über Goethe sein, zu erforschen, welche Professoren Goethe zu den „Groben und Impertinenten“ und welche er zu den „Ruhigen und Vernünftigen“ gerechnet hat. Ohne mich hierüber auf Vermuthungen einlassen zu dürfen, scheint mir doch die Annahme gerechtfertigt, daß einzelne öffentliche Professoren-Denkmäler von Jena in einem gewissen Gegensatze gegen die Anschauung Goethes dastehen dürften, und daß also allerdings ein persönliches Verhältniß angenehmer Art zwischen den an der Akademie herrschenden „groben und impertinenten“ Leuten und Goethe nicht bestanden hatte, als der Okensche Handel den vielen Staub aufwirbelte, der in den deutschen Geschichtsbüchern meist noch heute auffliegt, wenn man die Blätter von 1815—20 aufschlägt. Allerdings fällte Goethe etwas später ein etwas besseres und beruhigteres Urtheil über „die meisten Dozenten“: „es sind gelehrte, einsichtige gute Männer, jeder für sich betrachtet, schätzenswerth; wenn sie sich

nur unter einander vertragen könnten! Da aber dieses in der ganzen Menschheit nicht zu liegen scheint, so wollen wir es auch nicht von dieser Gesellschaft verlangen." (Jahn, Voigt, S. 328.)

In dem „Gutachten" tritt aber wieder die Verstimmung über die schon geübten oder noch zu erwartenden Impertinenzen Okens hervor: „Will man, damit ich nichts verhehle, abwarten bis er seine neuen Collegen, mit denen er in offenbarer Fehde liegt, antaste und zu einer Zeit, da man Eichstädt verboten, die Werke Jenaischer Professoren zu recensiren, neu angekommene Männer, wahrlich nicht unverwundbar, preisgeben?"

Wie man sieht, ist die ganze Behandlung der großen, die deutschen Geschichtsbücher bis auf den heutigen Tag erschütternden Angelegenheit von Goethe in einem höchst persönlichen Sinne und in diesem Falle in einer wohlwollenden Weise behandelt worden. Sehr wohlwollend, wenn auch mit unseren heutigen Preßanschauungen im vollsten Widerspruch stehend, ist auch Goethes Argument, daß man den Jenensischen — doch wohl zu der „groben und impertinenten" Partei gerechneten Professor doch nur dadurch davor werde bewahren können, daß er etwa von jungen Mecklenburgern mit „Hetzpeischen" „lederweich traktirt" werden könnte — wenn man seine Zeitschrift einfach verbietet und unterdrückt. Das Menschliche dieses Mittels wird man also nicht leugnen können. Es war sehr unrecht von den „Impertinenten" Jenas, daß sie nicht wenigstens dieses Zugeständniß unserm Dichter gemacht haben, als sie die Fabel von seiner reactionären und fürstenknechtischen Gesinnung in alle Welt hinausschrieen. Was den sachlichen Theil des Gutachtens betrifft, so ist festzuhalten, daß Goethe eine gesetzliche Regelung der gesammten Preßangelegenheiten forderte. Er gebraucht den Ausdruck „gesetzliche Censur". Ich halte es nicht für erwiesen, daß er dabei an eine Präventivcensur dachte, wie sie in Oesterreich eben wieder eingeführt worden war, zumal als auch der frühere Weimarische Zustand gewiß sehr wenig Aehnlichkeit mit der Censorenscheere darbot, die den Grund des Hasses und der Beschwerden der literarischen Kreise aller Orten gegeben hatte.

Das Goethesche Gutachten ist bei Vogel, Briefwechsel des

Großherzogs Karl August mit Goethe II. 88, Nr. 354 abgedruckt. Eine Collation, die ich mit Direktor Burkhardt zusammen für dessen Handexemplar mit dem Original vornahm, hat ziemlich viele Textverbesserungen ergeben. Die Gutachten der übrigen geheimen Räthe, die in demselben Aktenband stehen, wären zur Vergleichung zu veröffentlichen erwünscht. Daß Karl August dem Okenschen „Wahnsinn“ nicht sofort steuerte, scheint Goethe verdrossen zu haben, — er war dann aber auch mit der Maßregelung Okens im Jahre 1819 unzufrieden und äußerte sich sehr merkwürdig darüber; die Aufzeichnung v. Müllers lautet: 1819. 16. Juni: „Die Okeniade gab reichen Stoff. Wir scherzten über das, was die Studiosen am 18. Juni vornehmen könnten. Als Alle hinweg waren, scherzte Goethe noch lange darüber; das Schlimmste sei, wenn man sich zu Extremen zwingen lasse. Man müsse das Extrem auch extrem behandeln, frei, grandios, imposant. Man hätte Oken das Gehalt lassen aber ihn exiliren sollen.“

Man sieht, Goethe nahm einen hoch über dem Jenenser Lärm stehenden sogar heiteren Standpunkt ein. Auch ist mir durch das Studium der Weimarer Verhältnisse mehr und mehr die Schrift von Aegidi, Aus dem Jahre 1819, bedenklich geworden. Daß man speciell gegen v. Fritsch die von Aegidi angenommenen Intriguen Oesterreichs gerichtet glaubt, kann ja gar nicht sein, da v. Fritsch der allergrößte Feind der Preßfreiheit war, und ebenso wie Goethe ganz zufrieden mit den Karlsbader Beschlüssen gewesen ist. Unter diesen Umständen darf man sich auch erinnern, daß Metternich am Geburtstag Goethes in Karlsbad einen besonders warmen und freundlichen Toast auf den Dichter ausgebracht hat. Und recht mit Absicht scheint Goethe zum Jahre 1819 in die Jahreshefte aufgenommen zu haben, daß er in Karlsbad an Metternich „wie sonst einen gnädigen Herrn“ fand. Da er ja die Conferenzenzeit mitgemacht hat, so ist es recht bezeichnend, daß er von der österreichischen Niederträchtigkeit gegen Weimar, welche Aegidi versichert, nicht das mindeste gemerkt hat. Man sieht also — wie die ganze Sache der reine Preßliteratenschwindel war!

[11]) **Goethe und Karl August.** Vor Allem fühle ich mich verpflichtet, den außerordentlichen Nutzen und die ungemeine Arbeitserleichterung dankbarst anzuerkennen, die abgesehen von andern bekannten allgemeinen Werken Düntzers, durch dessen in der Goetheliteratur einzig dastehendes Werk „Goethe und Karl August“, 2. Aufl. 1888 mir zu Theil geworden ist. Da dieses Buch dem Arbeitenden genau das bietet, was für die ältere deutsche Geschichte die Böhmerschen Regesten sind, so hat mich Düntzers Leistung als Historiker ganz besonders angeheimelt, wenn ich auch gestehe, daß mir Böhmers Regesten wegen der Chronologie und den Rubriken noch bequemer waren. In einzelnen Punkten, betreffend die Interpretation Goethescher Briefstellen, gestehe ich, zuweilen von Düntzer abzuweichen, indem es mir scheint, daß er mancher Aeußerung Goethes im Tagebuch, oder in Briefen eine Tragweite beilegt, die ich nicht anzuerkennen vermöchte. Es bezieht sich dies hauptsächlich auf die Verhältnisse zu Karl August. Es ist zwar ein schönes Bestreben, den Grad der Freundschaft gleichsam von Tag zu Tag abmessen zu wollen, allein dieser Versuch beruht auf einer unsicheren Voraussetzung. Nach Düntzer ist Goethe zu Neujahr mit dem Herzog vertrauter als je und am 10. Januar sehr verzürnt; bald giebt er „seinem Herrn wieder eine Lection“ und bald ist er „wieder gut“. Diese ganze Art, durch Wortklaubereien aus Tagebüchern und vertrautesten Briefen eine Situation zu zeichnen, ist, wie mir zu sagen gestattet sein mag, unglücklich. Wenn jeder Minister, der mit seinem Fürsten über die Anzahl der zu unterhaltenden Soldaten einen Streit, beziehungsweise eine „unterthänigste Meinungsverschiedenheit“ gehabt hat, in ein Tagebuch geschrieben hätte, er habe über „militärische Macaronis“ verhandelt, so könnte man am Ende den Beweis erbringen, daß die ganze Staatsverwaltung aus lauter Händeln und Feindseligkeiten zwischen Beamten und Landesherrn bestanden habe. Eines der schlagendsten Beispiele eines verfehlten Gebrauchs von über die Lebensgeschichte Goethes heute eröffneten Quellen wird aus Anlaß eines Briefes Goethes an Karl August über die Saujagd auf dem Ettersberg geliefert. Vogel hat diesen

unglückseligen Brief unter Nr. 21 der Welt mitgetheilt und ich möchte wahrlich nicht so viele falsche Schlüsse in meinem Leben gemacht haben, als vermuthlich in den Köpfen Saujagd feindlicher Leser — und diese sind bekanntlich die Mehrzahl — bei dieser Gelegenheit entstehen. Nun kann man aber versichert sein, daß seit Maximilian, dem letzten Ritter, noch nie ein großer Jagdherr existirt hat, dem seine Beamten nicht die beweglichsten und erschütterndsten Vorstellungen über Wildschaden und Bauernbeschwerden gemacht haben. Jeder, der so viel Gelegenheit hatte, wie ich in meinem Leben, alte Archive zu sehen, wird bestätigen, daß überall ganze Fascikel von dergleichen „Aktenstücken" existiren, wie in Nr. 21 des Goetheschen Briefs. Der einzige Unterschied ist der, daß der Goethesche Brief keine so gewöhnliche amtliche Form hat, weil eben Goethe überhaupt das Glück hatte, viele Geschäfte mit seinem Herrn in einer persönlich freieren Form abwickeln zu können. Will man durchaus annehmen, daß Goethe kein Freund der Saujagd war, so läßt sich ja dagegen wahrscheinlich nicht viel einwenden, obwohl ich nicht einmal dies für erwiesen erachte. Um seinen Eifer für Abschaffung der Schweine auf dem Ettersberge übrigens fachmännisch zu beurtheilen, müßte ich vor Allem wissen, ob der Saupark eingefriedigt war, oder nicht, was freilich leider nicht der Fall gewesen sein wird. Für das Verhältniß Goethes zu Karl August scheint mir aber die ganze Sauerei durchaus irrelevant.

[11a]) Ausgabe der Goethegesellschaft. 27, 389.

[12]) **Ilmenau von Bernhard Suphan,** in dem Sammelwerke zum 8. Oktober 1892. S. 163—201. Ich möchte nur noch ausdrücklich hinzufügen, daß man wohl in dem Gedichte nur Andeutungen auf die innersten seelischen Empfindungen finden dürfte, und daß ich nicht glaube, Goethe habe eigentlich auf irgend ein äußeres Verhältniß anspielen wollen. Ich würde daher allerdings lieber den einen Satz Suphans missen: „Durch die Idee organischen Wachsthums hat sich Goethe überhaupt als Erzieher leiten lassen." Der Ausdruck ist ein unglücklicher,

zu welchem weder das Gedicht noch der bei Eckermann angeführte Commentar des alten Goethe dazu den leisesten Grund giebt. Auch in der neu festgestellten Lesart „und schuldig und beglückt" liegt doch eigentlich nur ein Vorwurf, den sich Goethe gewissermaßen über mancherlei selber macht. Dieses mancherlei, auf welches das Gedicht anspielt, giebt nun aber Anlaß, sich einmal klare Rechenschaft von dem zu geben, was objektiv vorlag. Und da muß ich denn sagen, daß die Goetheforschung noch immer vielfach an das Geklatsche böser Weiber in Weimar erinnert, wo Eine der Andern über Goethe und den Herzog etwas ins Ohr raunt, beide dann höchst bedenkliche Gesichter machen und schließlich Niemand weiß, was eigentlich los war. Jeder thut so, als ob es sich um eine förmliche Falstaff-Pidoll-Heinz-Komödie aus dem 15. Jahrhundert handle, und schließlich weiß doch Niemand zu sagen, was denn Entsetzliches geschehen wäre. Ich gestehe, in Bezug auf das vielbesprochene „Treiben", nichts als einige mehr oder minder artige Studentenstückchen erfahren zu haben, die einen ausgedehnten Schatz von seit mehr als 100 Jahren in diesen Gegenden lawinenartig vermehrten Anekdoten hervorbrachten; wollte man aber das „Schuldbewußtsein" in dem Gedichte Ilmenau lediglich in *erotischem* Sinne aufgefaßt wissen, — da muß ich freilich sagen, daß, wenn Jemand schon in dieser Beziehung *Ungewöhnliches* voraussetzte, er sich bei dem Ilmenau-Commentar leider sagen müßte, die guten Vorsätze Goethes hätten gar nichts genützt, es hatte sich auch nachher nichts geändert. Die große „Wandlung" wird wahrscheinlich doch nicht im Jahre 1783, sondern wie ich von Herzen gönne, erst bei den Sechzigern oder Siebzigern stattgefunden haben. Man vergleiche z. B. den amüsanten Brief Karl Augusts an Einsiedel aus Verdun vom 3. September 1792 (Schöll, Karl August-Büchlein S. 87), da war also Goethe in der Ilmenauer Nacht einmal ein schlechter Prophet gewesen, — er wird schon aber dergleichen menschenfreundlich weder für sich noch den Herzog wirklich gemeint haben; bleibt also von den bösen „Jugendsünden" höchstens noch der Champagner, — glücklicherweise bekam er Beiden, dem Herzog, wie dem Dichter,

so gut wie der schwarze Kaffee dem Philosophen von Ferney. Wenn man es also recht erwägt, so denkt das Ilmenauer Gedicht, wenn man es auch noch so sehr im Sinne des moralischen Katers auffassen wollte, gar nicht an Jugendsünden im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern lediglich an die Nothwendigkeit des wachsenden Lebensernstes, der den Sterblichen bekanntlich nicht entgeht, und an den zu erinnern der Dichter wohl berufen ist.

Daß die Weimarische Gesellschaft unter dem Scepter der Frau Herder gewiß nicht die lautersten Wahrheiten über Goethe auf die Nachwelt gebracht hat, versteht sich von selbst. Ich vermag aber auch ein Zeugniß, wie das des guten Herrn von Trebra nicht so hoch anzuschlagen, wie der gelehrte Commentator von „Ilmenau". Der brave Herr Oberberghauptmann sagt ja selber, daß er in recht gedrückter Stimmung zu den „Lustigen von Weimar" gekommen sei. So nett, erfreulich und lebensvoll seine Aufzeichnung nach 40 Jahren auch war, so möchte aber doch auf die Beobachtung des damals noch ganz jungen Menschen durchaus kein großes Gewicht fallen dürfen. Daß er sich einbildete, Goethe — der Genius des ganzen Kreises!? — sollte diese Erkenntniß nicht erst aus den späteren Jahren des Oberberghauptmannes stammen? — hätte durch einen in überspannter Lustigkeit mitgemachten halben Schritt sich nur die Möglichkeit sichern wollen, „von der andern Hälfte desto gewisser, den heran reifenden mächtigen Freund zurückzuhalten", ist doch nur eine nachträgliche Combination, für die nichts thatsächliches beigebracht wird. Man könnte glauben, in Goethe hätte ein wahrer Pestalozzi gesteckt! Man weiß nur leider zu gut, wie der ganze Pestalozzi Goethen so außerordentlich zuwider war. Conclusio: Mit den erziehlichen Momenten in dem Verhältniß von Goethe und Karl August ist es nichts. Man kann nicht genug scharf auf Suphans Worte verweisen: „denn ein bedeutender Charakter wird nicht erzogen, er erzieht sich selbst."

Für das Verhältniß von Karl August und Goethe kommt endlich auch noch die gegenseitige Ansprache in Betracht und

hier verweise ich auf die in dem schon citirten Aufsatze von Hehn vorkommende treffliche Auseinandersetzung über Du, Er, Sie, Ihr, Euer im deutschen Sprachgebrauch. (Gedanken über Goethe S. 270—276.) Auf die gegenseitige Anrede von Karl August und Goethe ist im Besonderen leider nicht Rücksicht genommen. Ich bemerke daher: mit Du redet Karl August alle seine vertrauteren Diener an, Goethe, Einsiedel, Seckendorf; wahrscheinlich lassen sich noch mehr Beispiele finden. Zu den höheren Staatsbeamten sagt er Sie, sowie auch zu Herder und Schiller. Knebeln spricht er mit Ihr beziehungsweise Euch an. Wenn Karl August gegen Goethe scherzt, so gebraucht er irgend einen Titel, wie Excellenz, oder wohl auch Euere Hochgelahrtheit mit der dritten Person des Plural. Amtlich dagegen das gewöhnliche „Sie".

Umgekehrt sagt Goethe immer Sie; in Schreiben, bei denen man an eine Kenntnißnahme dritter Personen denken könnte, wird je nach der feststehenden Titulatur stets „Durchlaucht", „herzogl. Durchl.", „königl. Hoheit" vorausgeschickt. In gleichem Falle wird Höchstdero und Höchstihro gebraucht. Die Anrede in der Ueberschrift der Briefe ist mir unbekannt. Diese ganze Sache wäre übrigens ein sehr gutes Goethephilologisches Thema, welches hiermit bestens anempfohlen sei.

Zu bemerken ist noch, daß über den erwünschten und nicht erwünschten „Herren- und Fürstendienst" v. Loeper in den Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit zum II. und XV. Buch vollständige Mittheilungen macht.

[13]) Gleich hier sei das **Verhältniß zu Friedrich dem Großen** besprochen, vgl. weiter unten im Texte S. 64 ff. Das Wesentliche ist aus Dichtung und Wahrheit bekannt und durch v. Loepers Anmerkungen insbesondere zu I. 41 ff., II. 62 ff. in seiner Ausgabe beleuchtet. Die Stelle ebd. 77 darf aber nicht übersehen werden, wo es denn doch heißt: „Sie (die Leipziger) hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu läugnen wußte und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte (so! in allen Aus-

gaben), die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte." Diese Stelle und den im Text citirten Brief an die Stein, S. 65, hat Herr von Loeper doch zu wenig beachtet. In späteren Jahren hat Goethe dem Einfluß des großen Königs auf die Denkungsart der jungen Leute in Preußen die verhängnißvollen Ereignisse des Jahres 1806 zuschreiben zu sollen geglaubt. Bei dem Tode des Königs — offenbar weil erwartet und weil die Unruhe der vorhabenden italienischen Reise zu groß war — lautet die Nachricht, daß „der alte König todt sein soll" sehr lakonisch. In den Versen auf Friedrich den Großen (v. Loeper im G. J. 1892, 227) ist vieles bezeichnende in wenige Worte gefaßt: „Willst du aber die Meinung beherrschen, beherrsche durch That sie, nicht durch Geheiß und Verbot." Dann: „der wo alle wanken, noch steht"; „er gebietet der Menge der Menschen" — alles für Goethes politische Anschauungen charakteristisch! Und endlich entschwebt der große König zu den Göttern, „woher er kam". Was Goethe hervorhebt, ist auch hier die aus der Götterherkunft (Genie?) abgeleitete Thatkraft. Aber damit ist keineswegs eine völlige Uebereinstimmung mit den politischen Wegen des Königs erklärt. Das Merkwürdigste ist aber, daß sich Goethe 1807 die Mühe nahm, Johannes von Müllers Rede über Friedrich den Großen zu übersetzen, die bekanntlich mit den uns heute wenig zusagenden Worten endet: „Und du, unsterblicher Friedrich .... du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung deines Namens jene Franzosen, die du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte."

Man sieht, wie Johannes von Müller und sein Uebersetzer von dem „welthistorischen Geist" geäfft werden, so daß sie es über sich bringen können, die Thatsachen von 1807 wie unwiderrufliche zu betrachten. Mich wundert, daß diejenigen, die sich 80jährige Lebensläufe nur unter gewissen Schlagworten zu denken vermögen, wie dies in den deutschen Schulen so beliebt ist, wie national, oder deutsch, undeutsch, liberal, reactionär u. dgl. nicht auch von den verkehrten Ansichten Goethes über

Friedrich den Großen sprechen, denn allerdings — der uns heute manchmal vorgezeigte Friedrich der Große sieht wirklich anders aus, als der Goethesche.

[14]) **Goethe und Dalberg**, vgl. von Beaulieu-Marconnay: „Karl von Dalberg und seine Zeit.“ 1879. 2 Bde.

Leider sind die persönlichen Beziehungen selbst diesem fleißigen Forscher nicht in dem Maße vertraut geworden, als es zu wünschen wäre. Einen Abschnitt, wie den, der die Beziehungen zu Schiller und Humboldt enthält, finden wir in Bezug auf Goethe nicht. Viele gelegentlichen Aeußerungen Goethes über seine genaue Lokalkenntniß des Erfurter Schlosses sprechen deutlich genug. Ganz unrichtig wäre, wenn man in der ersten Zeit des Aufenthalts Goethes an eine Verstimmung gegen den Weimarischen Hof bei Dalberg dächte. Die rührende Stelle über Dalbergs Sturz findet sich II. 284. Am 24. Nov. 1814 schrieb er an die Freundin: „Unser genialischer, herrlicher Goethe und der biedere Senator Stritz sind bis jetzt die beiden einzigen Frankfurter, deren Antheil an meinem Schicksal mir bekannt geworden ist.“ Die Beziehungen zu Dalberg aus Anlaß des Wunsches Goethes, aus dem Frankfurter Bürgerverband entlassen zu werden (vgl. G. J. XIII. 211 ff.), sind bekannt.

[15]) **Graf von Görtz** hat in den „historischen und politischen Denkwürdigkeiten“ seine früheren Weimarischen Verhältnisse sehr summarisch auf 30 Seiten behandelt. Daraus und aus dem schon bezeichneten Briefe Dalbergs vom 9. Juli 1875 auf S. 29 sollte doch nicht auf Mißverhältnisse von irgend einer Bedeutung geschlossen werden. Der Graf Görtz hatte als Erzieher Karl Augusts nicht entfernt die Absicht, in der Weimarischen Regierung zu einer Rolle zu gelangen. Jedermann weiß, daß bei regierenden Fürsten der Uebergang der Erzieher in nachherige leitende Regierungsstellen sehr ungewöhnlich und beschwerlich ist. Graf Görtz hatte daher offenbar längst Anstrengungen gemacht, die Beziehungen Weimars zum preußischen Hof zu benutzen, um dort in entsprechende Stellungen einrücken zu können, was sich nicht sofort ergeben konnte, und weshalb

der Graf in Weimar gleichsam zur Diposition stand. Dabei wurde der Verkehr mit dem Herzog nicht im leisesten gestört. Wenn man die zahlreichen Briefe des Grafen Görtz, in dessen Eigenschaft als preußischer Gesandter beim Reichstag, an den Herzog während der nächstfolgenden Jahre liest, so findet man die unverändertste und ungetrübteste Anhänglichkeit, stetes Zurückweisen und Erinnern an frühere Zeiten, herzlichste Verehrung. Auch auf dieses Verhältniß zwischen Karl August und seinem Erzieher hat das unsägliche Weiberklatsche und die Bereitwilligkeit, dasselbe nachzudrucken, hie und da einen Schatten geworfen.

[16]) **Wilhelm v. Edelsheim** (im Register der Weimarischen Briefausgabe VII, 402 lies „Wilhelm" † 1793 statt Georg Ludwig) findet sich von Erdmannsdörffer in der trefflichen Publikation, der ich, auf den nächsten Blättern Schritt für Schritt folgen zu können, so glücklich bin (Polit. Korresp. Karl Friedrichs v. Baden 1783—1806, I. Bd.) in der Einleitung S. 29—31 kurz und vorzüglich charakterisirt. Schon 1778 erwähnt Goethe der Ankunft Edelsheims mit Grüßen an Fr. v. Stein. Im Jahre 1785 rühmt bei Edelsheims Anwesenheit in Carlsbald Goethe seine politischen Auseinandersetzungen mit dem Badischen Staatsmann, und an die Stein schreibt er, daß er sich von Edelsheim fast habe bereden lassen, noch zu bleiben; „denn in Staats- und Wirthschaftsachen ist er zu Hause und in der Einsamkeit, wo er niemand hat, gesprächig und ausführlich." „In Politicis" heißt es an einer andern Stelle, ist „Erbauung" bei ihm zu „holen". Und wieder am 20. Sept. 1785: „Edelsheim ist auch hier, und sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals, ich kenne keinen klügeren Menschen. Er hat mir manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe. Könnt ich nur ein Viertel Jahr mit ihm sein u. s. w." Das Verhältniß Edelsheims zu Karl August war allerdings ein unendlich vertrautes, und Goethe nahm doch auch daran Theil. Hierfür habe ich keinen bezeichnenderen Beweis finden können, als den Schluß eines halb-

amtlichen Schreibens Edelsheims an den Herzog vom 19. Mai 1792, worin der zu erwartenden Niederkunft der Herzogin mit treuesten Wünschen gedacht und hinzugefügt wird, daß Edelsheim in etlichen Tagen „auch tauffen lasse" und im August schon wieder weiteren Familienzuwachs erwarte. Die Bemerkungen, die sich dann noch an diese Ereignisse anknüpfen, sind von einer so hochgradigen Vertraulichkeit, daß sich ihre Wiedergabe verbietet. Die damalige Zeit dachte über diese Dinge so gänzlich anders, daß man wirklich unrecht thäte, die „Carnevallstreiche" derselben der heutigen in diesem einzigen Stücke so moralischen Scharfrichterei auszuliefern. Ich führe die Sache wirklich nur an, um die vollendete Intimität, die zwischen den Vertrauten von Weimar und Karlsruhe herrschte, deutlich zu machen. Vgl. auch von Weech, Briefe des Herzogs Karl August an den Markgrafen Karl Friedrich und dessen Minister von Edelsheim, Leipzig 1869.

[17]) Graf Görtz Denkwürdigkeiten S. 34 ff. Es ist sehr beachtenswerth, daß der Graf hervorhebt, daß er „sein stets so theures Familienleben und die ruhige und sorgenlose Lage, in der er sich zu Weimar befand, verlassen und eine Aufgabe übernehmen sollte, die selbst für einen geübten Diplomaten abschreckend sein mochte." In einer für seine Kinder im 81. Jahr niedergeschriebenen Notiz sagt er, er habe nach dem Rathe seines „verklärten Freundes" Herder in dieser Sache gehandelt. Es ist undenkbar, daß die dem Weimarer Publikum vorgespiegelte Reise des Grafen „wegen eines Prozesses" auch zur Täuschung des engern Kreises, oder gar des Herzogs gedient hätte. Der Geheimrath von Hofenfels in Zweibrücken, an den sich Görtz zuerst wendete, gehörte auch nachmals zu den Vertrauten der Weimarischen Politik.

[18]) In meinem Weimarer Vortrag, der verhältnißmäßig kurz war, konnte ich selbstverständlich die reiche historische Literatur zum Fürstenbund nicht einmal streifen. Meine Erwähnung und Deutung des vor 30 Jahren schon bekannt gewordenen Briefs von Goethe an Karl August (Vogel, Briefwechsel I, S. 4) und die Wichtigkeit, welche den meisten Zuhörern einleuchtete, aber unerwartet war, hat vielleicht da und dort die Vorstellung

erweckt, als ob in unsern historischen Forscherkreisen das Gutachten Goethes in dieser Richtung gänzlichst unbeachtet geblieben wäre. Dies ist aber nicht der Fall. Der ausgezeichnetste Kenner der Fürstenbundsgeschichte, mein verehrter alter Freund Erdmannsdörffer hat natürlich auch Goethes Antheil an der Sache längst mit Interesse beachtet. Und es ist mir sehr angenehm, daß auch er den Eindruck hatte, daß das Gutachten Goethes wirklich einen gewissen Anstoß zur Gründung des Fürstenbunds gegeben hat. Ich hoffe daher, die Compendien-Schreiber werden künftig wirklich lehren: z. B. „Im Jahre 1778 gab Goethe den Anstoß zur Gründung des Fürstenbunds 2c." die Stelle, in welcher Erdmannsdörffer hierüber schreibt, theile ich mit, weil seine „Akademische Rede zum Geburtsfest des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich am 22. Nov. 1884" vielleicht nicht sehr verbreitet ist.

„Wie nahe lag der Gedanke, daß einmal die beiden rivalisirenden Großmächte sich verständigen könnten auf Kosten ihrer machtlosen Nachbarn .... Das Gefühl, in einem doch precären Zustande sich zu befinden, kommt in den Kreisen der kleineren Fürsten hin und wieder wirklich zum Ausdruck, wenn auch meist als vorübergehende Stimmung. Ich hebe nur ein Beispiel hervor, welches von allgemeinerem Interesse ist. — Einer von den wenigen rein polischen Geschäftsbriefen Goethes an Karl August, die wir haben, aus dem Winter des Jahres 1778, giebt von dieser beklommenen Stimmung charakteristisches Zeugniß. Es war die Zeit des bairischen Erbfolgekrieges. Friedrich der Große ließ durch den General von Möllendorf die Erlaubniß zu preußischen Werbungen im Weimarischen fordern. Große Verlegenheit: man fürchtet ebenso die Zulassung der Werber und die üblen ökonomischen Wirkungen für das Land, wie die vorauszusehenden schlimmen Folgen einer entschiedenen Abweisung; außerdem ist zu erwarten, daß im Falle der Gewährung die Oesterreicher gleichfalls Werbefreiheit im Lande verlangen werden, und sie sind noch mehr zu fürchten als die Preußen. Was ist in so bedrängter Lage zu thun?

Indem Goethe dem Herzog dieselbe darlegt, entwickelt er ihm zugleich den Plan, daß man, neben dilatorischer Behandlung der preußischen Zumuthungen, vor allem durch eine schnell geschlossene politische Vereinigung mit gleich interessirten befreundeten deutschen Fürsten — er nennt Hannover, Mainz, Gotha und die übrigen sächsischen Höfe — sich in die Lage bringen müsse, nach beiden Seiten hin „„solchen Zumuthungen sich standhaft widersetzen zu können."" Er spricht den Gedanken aus, daß aus diesem Anlaß vielleicht überhaupt sich glückliche Folgen entwickeln könnten für eiue engere Vereinigung der Reichsfürsten unter einander."

„So tritt uns hier Goethe als Vertreter der reichsständischen Unionsidee entgegen, offenbar aber in dem Sinne, daß die Union eine Schutzwehr sein solle für die Mittleren und Kleinen im Reich gegen das Uebergewicht der beiden Großmächte, Preußens sowohl als Oesterreichs; eine Auffassung, welche auch bei den Verhandlungen der achtziger Jahre noch häufig wiederkehrt, obgleich der Ausgang des bairischen Erbfolgekriegs in der That die Uneigennützigkeit Friedrichs des Großen den deutschen Fürsten gegenüber im hellsten Lichte gezeigt hatte."

[19]) **Zur Geschichte des Fürstenbunds im Allgemeinen.**
Dohm im 3. Bd. der „Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Hannover 1817" beginnt bereits, die Ursachen des Fürstenbunds auf die Absichten Josephs II. gegenüber den deutschen Stiftern und Bisthümern zurückzuführen, woran Ranke im I. Bd. der „deutschen Mächte und der Fürstenbund" ebenfalls anknüpft. Auch der Reichstagsstillstand wird erwähnt. Auffallend ist, daß sich Ranke die Bemerkungen Dohms über die Panis-Briefe entgehen ließ. Spuren der Benutzung des Weimarer Archivs finden sich bei Dohm nicht; dagegen hat Ranke „vornehmlich wie er sich ausdrückt, die Theilnahme der Reichsfürsten an den allgemeinen Angelegenheiten aus dem hierfür unschätzbaren Weimarer Archiv kennen gelernt. Einen vorläufig orientirenden Blick in die Weimarischen Akten hatte bereits Droysen im Jahre 1857 geworfen (vgl. „Karl August und die deutsche

Politik. Ein Festgruß zum 3. Sept. 1857") dann hat Ad. Schmidt in seinen „Unionsbestrebungen" und weiter in „Preußens deutscher Politik von 1785—1866" Weimarisches Material benutzt. Rankes Analekten II. Bd. a. a. O., mit der bekannten genialen Spürkraft des Meisters trefflich ausgesucht, zeigen aber, wie viel Schmidt noch übrig gelassen hat, und erst durch Erdmannsdörffers, ausgezeichnete Publication der „Politischen Correspondenz Karl Friedrichs" sind wir in die Lage gekommen, über den Actenstand genauer orientirt zu sein. Das, was von Goethes Hand unmittelbar in den Acten herrührt, konnte ich mithin mit Hilfe und unter der Kontrolle meines hochverehrten Freundes, des Directors des Weimarischen Archivs Dr. Burckhardt Blatt für Blatt nachweisen.

Der Leser wird sich aus dem folgenden Verzeichniß einen Begriff von der ungewöhnlichen Anstrengung machen, mit welcher Goethe bei diesen diplomatischen Verhandlungen und Correspondenzen betheiligt war. Außerdem ist der Weimarische Aktenbestand des Fürstenbundes ein in sich abgeschlossener und besteht vom Jahr 1784—1789 aus 11 gehefteten Fascikeln, deren Aufschriften und Jahrzahlen nach Burckhardts für mich vollständig maßgebendem Urtheil ebenfalls von Goethes Hand herrühren. Ja der vollendete Kenner Goethescher Archivalien fand sich sogar durch die Art und Weise der Heftung der Fascikeln an Goethesche Gewohnheiten erinnert. Es ist uns daher wahrscheinlich geworden, daß diese Registrirungen mit der von Dohm im Jahre 1815 gewünschten Benutzung der Weimarer Archivalien zusammenhängen dürfte (s. Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 306).

Verzeichniß der Goetheschen Handschriften:

Vol. I. 1784. (Aufschrift von Goethes Hand).

fol. 21—26 b. Abschrift von Edelsheims Schreiben vom 28. Jan. vgl. Erdmannsdörfer Nr. 23 u. 31.

fol. 37. Auszug.

fol. 79—81 b. Vortrag an Karl August.

fol. 82 a—93 b. Hiervon ein Extract. Erdmannsdörfer 38, 40.

fol. 133—135 a. Vgl. Erdm. 37. Abschrift von der Hand des Herzogs Karl August.

Vol. II. 1785. Aufschrift von Goethes Hand.

fol. 12—21 b. Bleistift-Correctur zu einem von Karl August geschriebenen Memoire.

fol. 22—27 a. Memoire über die Angelegenheit der französischen Verhandlungen, die durch den Markgrafen von Baden an das Tageslicht gekommen seien.

fol. 28—36 b. Von der Hand Goethes die Instruction für Schlosser sammt Correspondenz.

fol. 37—38 b. Von der Hand Seidels vgl. Ranke II, 257.

fol. 40—42 a. Von der Hand Goethes Erdmannsdörffer Nr. 117.

fol. 52—55. Von Goethes Hand Concept an den Fürsten von Dessau.

Vol. XI. 1789. Aufschrift von Goethes Hand.

fol. 68—69 b. Copie eines Briefes an Bischofswerder, ferner Concept eines solchen mit Adresse von Karl August.

Vol. XII. fol. 2—4. Das Concept eines Schreibens mit Ueberschrift von Karl August. 1790.

[20]) Der Brief an Merck vom 14. November 1781, Briefausg. Nr. 1340 ist bekanntlich nicht mehr unter den ersten Eindrücken der königlichen Schrift geschrieben: „Mein Plan war, noch ein zweites Stück hinzuzufügen, denn die Materie ist ohne Grenzen. Nun ist aber die erste Lust vorbey und ich habe darüber nichts mehr zu sagen. Es hätte sich kein Mensch u. s. w., Ich berühre selbstverständlich hier dieses Thema, welches von Suphan erschöpft zu sein scheint, durchaus nur nach dieser merkwürdigen politischen Seite hin.

[21]) Biedermann, Nr. 670, III, 256.

[22]) Ebenda.

[23]) Beaulieu-Marconnay, Dalberg a. a. O. S. 114 ff. In dem Capitel Joseph II. und Dalberg macht der Verf. Mittheilung von der Correspondenz Dalbergs mit dem Kaiser über den Fürstenbund in den Jahren 1787, 1788, — selbstverständlich ist Goethe, der in Italien weilte, an diesen Dingen nicht betheiligt, aber es ist mir nicht zweifelhaft, daß die Grundansichten desselben mit denen Dalbergs wesentlich übereinstimmten. Man kann sich wenigstens, wenn man die Correspondenzen Dalbergs liest, einen guten Begriff davon machen, wie auch der Reichsverfassungstreue Frankfurter als Weimarischer Minister seinen Standpunkt genommen haben wird. Allerdings würde er gegen den Kaiser Joseph II. niemals so weit gegangen sein in seiner Annäherung, ja Unterwerfung, als Dalberg. Eine Anzahl Stellen aus dieser Correspondenz sei hier angeführt, von denen ich glaube, daß sie auch Goethe ohne weiteres unterschrieben hätte: „Jeder gute Patriot betrübt sich über den Parteigeist, der Deutschland beunruhigt. Ich habe den Bund entstehen sehen und will mir Rechenschaft ablegen über die Umstände, die ihn hervorgerufen." Es folgt die Darstellung der Entstehung des Fürstenbundes im Gegensatz zu Friedrich II. In einer „Rechtfertigung" heißt es ferner: „Als das Schicksal mich bestimmte, dereinst Reichserzkanzler zu werden, dachte ich pflichtgemäß über die Wohlfahrt meines Vaterlandes nach: ich fand, daß es nicht glücklich sei; weil die Gesetze mangelhaft sind, die Verfassung keine Kraft besitzt; weil das erhabene Oberhaupt der Meinung ist, es sei unmöglich diesen Uebeln abzuhelfen; und weil die Stände durch den Parteigeist entzweit sind."

Dalberg versucht nun zu bewirken, daß der „Bund der Fürsten" wieder ein Bund des Kaisers werde, — gleichsam eine Vereinigung zur Verbesserung des Reiches und der Reichsverfassung: — „Ich habe den Gedanken erfaßt, die Wiedervereinigung der Parteien zu versuchen, soviel meine schwachen Kräfte es gestatten. Um dieses Ziel zu erreichen, muß man danach streben, daß der Fürstenbund ein Bund des Kaisers und des Reichs werde. Um Einfluß auf diesen (übrigens nützlichen) Bund zu gewinnen, ward mein Beitritt nothwendig. Der

Artikel, welcher Bayern betrifft, hat mich nicht davon abgehalten, denn dieser Gegenstand hört auf für Deutschland beunruhigend zu sein, sobald Joseph der Zweite die Gnade hat, das Zutrauen der Nation zu gewinnen."

[24]) Der räthselhafte Brief, bei Jahn, Briefe an Voigt S. 258, wo das Datum fehlt und mit 1806 bezeichnet ist, was aber wegen der „Nachfahren" Steins doch nicht angeht. Man kann doch nur an den Minister von Stein denken, der 1806 sein eigener Nachfahrer gewesen sein müßte. Uebrigens gebe ich zu, daß der lapsus memoriae, Hertzberg und Haugwitz zu verwechseln, etwas stark wäre. In dieser Interpretationsnoth habe ich den schwierigen Fall auch dem verehrten Freunde Prof. Suphan vorgelegt, der aber hoch versichert, daß er meiner Erklärung nicht beistimmen könne. Es fehlen mir selbstverständlich nicht die gleichen Bedenken, und ich bemerke, daß ich das Vorgetragene für reine Hypothese gebe, — und nur den Wunsch habe, es möge anderen gelingen, die sonderbaren Beziehungen des Briefes, der aber für Goethes Verhältniß zu Preußen ein für allemale bezeichnend bleibt, klar zu legen und aufzudecken. Daß es bis jetzt nicht geschehen ist, hängt damit zusammen, daß die immer und allezeit ein wenig gereizte Stimmung Goethes gegenüber von Preußen von vielen Forschern ein bischen gar zu sehr verheimlicht worden ist. Es paßt der heutigen veränderten Zeit nicht, und daher soll es auch nicht der Fall gewesen sein.

[25]) Die feststehenden Daten für den Vollzug der Verträge zwischen Preußen und Weimar giebt Erdmannsdörffer folgendermaßen an: Beitritt zum Haupttraktat des zwischen Preußen, Sachsen und Hannover abgeschlossenen Bundes 23. Juli 1785, Beitritt zum geheimen am 29. August 1785 und zum geheimsten Artikel 10. März 1786. Mit diesen Daten ist die Sache aber nicht erschöpft, da das Schreiben Hertzbergs vom 4. August noch auf eine weitere Betrittserklärung verweist. Ich bin nicht in der Lage gewesen, den Gegenstand archivalisch zur abschließenden

Kenntniß zu bringen und überlasse dies weiterer historischer Forschung. Die Vertragsurkunden haben mir nicht vorgelegen, und ich weiß auch nicht, wo dieselben zu suchen sind. Der treffliche Schöll hat im Karl August-Büchlein 67 auch diese Dinge schon alle recht genau dargestellt, und bei seinen Mittheilungen wird man sich wohl auf der richtigen Spur der Verhandlungen nach vollzogener Vertragsurkunde vom 10. März finden: „Karl August erörterte indeß noch vor seiner Unterzeichnung in einem Schreiben an Graf Görtz vom 20. Febr. 1786, wie es für den Nachdruck und das Leben des Bundes unerläßliche Bedingung sei, daß die Einigung der drei zuerst verbundenen Höfe nur als Typus und Richtschnur gelte, hingegen den nach ihnen sich anschließenden Fürsten sämmtlich genaue und förmliche Nachricht von den Fortschritten des Bundes, den neuen Mitgliedern und ihren Bedingnissen gegeben, und damit sie untereinander wissende und anerkannte Bündener seien, die Beitritts-Urkunden unter ihnen gewechselt werden. Sie sollten auch um Rath gefragt, die minder mächtigen mit guten Vorschlägen nicht weniger gehört, von den Vertretern als ihresgleichen behandelt und ihnen das Vertrauen und der gute Anreiz eine wesentliche Theilnehmung gegeben werden."

26) Der Brief bei Vogel I, S. 54 ff. Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß ich die Ansicht, es möchte bei dem Entschlusse zur italienischen Reise vielleicht auch der geschilderte allgemeine Gang der politischen Begebenheiten mitgewirkt haben, mit aller Reserve vortragen zu sollen glaubte, um so mehr muß ich mich freuen, daß ein so gewiegter Kenner wie Herr von Biedermann mir erklärte, ihm leuchte das Argument sehr ein und er wollte diese großen politischen Angelegenheiten gern als Motiv der Goetheschen Verstimmung anerkennen.

27) Das brave Büchlein von Dr. Arthur Böthlingk, die Holländische Revolution 1787 und der deutsche Fürstenbund mit besonderem Bezug auf Karl August von Sachsen-Weimar, Bonn 1874 schöpft die Weimarischen Acten des Archivs fast vollständig aus. Wie sich von selbst versteht, kommt Goethe

hier nicht in Betracht; die Schreiben Karl Augusts — insbesondere in den Verhandlungen mit Bischoffswerder — sind für dessen Regierungsgeschichte außerordentlich lehrreich.

[28]) Für die Kenntniß des bedeutenden Einblicks, den Goethe in die Politik damals erlangt hat, ist es sehr wichtig, sich einen deutlichen Begriff von dem Werthe, den der damalige diplomatische Verkehr Weimars hatte, zu machen. Und da nehme ich nach dem Eindruck, den ich von dem Actenmaterial habe, keinen Anstand zu sagen, daß Goethe durch den Herzog in dieser entscheidenden und welthistorischen Epoche von den allertiefsten Staatsgeheimnissen der europäischen Welt unterrichtet war, so daß ihm die Lage wie ein offenes Buch vor Augen lag. Um den Leser davon zu überzeugen, gebe ich als Beispiel mehrere Correspondenzen, die auch an und für sich von erheblichsten historischen Inhalt und Interesse sind, aber wohl auch erklären können, wie Goethe über den Stand der Dinge unterrichtet war:

I.

Durchlauchtigster Herzog.

Gnädigster Herzog und Herr!

Die Vermuthung, daß ein Theil der Preußischen Armee gegen Frankreich werde gebraucht werden, deren Euer Hochfürstl. Durchlauchten in dem gnädigen Schreiben vom 24. vorigen Monats, welches ich den 29. zu erhalten die Ehre gehabt habe, gedenken, ist nicht ohne Grund.

Ich habe von der Person, an die auf Euer Hochfürstl. Durchlauchten Befehl ich mich dieses Gegenstandes wegen habe wenden und die ich habe ersuchen müssen, Euer Hochfürstl. Durchlauchten einen Wink, der diesen Gegenstand betrifft, zu geben, folgende Aufschlüsse erhalten, wie nemlich so viel seine Richtigkeit habe, daß des Königs Maj. en concert mit dem Kayser beschlossen hätten, in so fern die übrigen Fürsten mit Ihnen Eines Sinnes wären, dem Franzosen zu erkennen zu geben, daß sie einem teutschen Fürsten (dem Kayser) unrechtmäßiger weise sein Eigenthum (Elsaß) genommen hätten, und daß, wenn sie diesen Schritt nicht gutwillig zurückthun und jenem Fürsten Gerechtigkeit widerfahren lassen würden, man

zu würksamen Maßregeln schreiten werde. Wann eher es nun aber dazu kommen dürfte, daß wirklich ein Corps in Bewegung gesetzt würde, daß ließe sich noch nicht bestimmen, weil die questio: an? nur bedingungsweise wäre, und also alles auf die Umstände ankäme. Die Versicherung habe ich indessen von der Person erhalten, daß Ew. Hochfürstl. Durchlauchten zeitig davon praevenirt werden. Vorauszusehen ist wohl, daß man dafür, daß die Franzosen sich in Güte bequemen, das zu thun, was man von ihnen verlangt unter der Hand durch Insinuationen wohl sorgen wird, weil man sonst seinen Hauptzweck, der hierunter verborgen liegt, nicht erreichen würde. Dieser Hauptzweck ist, daß Pohlens Nachbarn die Grenzen ihrer Staaten durch Verkleinerung dieses Reiches erweitern wollen und die Pläne wie solches ausgeführt werden soll befinden sich, wo sie nicht schon ausgearbeitet sind, doch sicher in der Arbeit und beschäftigen jetzo allein das Cabinet.

Die Euer Hochfürst. Durchlauchten in meiner unterthänigen Zuschrift vom 28. vorigen Monats gemeldete schnelle Reise des regierenden Herzogs von Braunschweig nach Potsdam, und die dortige Zusammenkunft mit des Königs Maj. hat ganz eigentlich diesen Gegenstand betroffen, ob man gleich in Potsdam die Karte von Frankreich öffentlich hat über die Straßen tragen lassen, um das publicum glauben zu machen, daß die französischen Unruhen und deren Beylegung der Vorwurf der Zusammenkunft und der jetzigen Beschäftigung im Cabinet seyen.

Man wird alsdann den Kayser sich im Elsaß ausbreiten und ihn dort um sich greifen laßen; dafür aber werden Preußen und Rußland, welche unterdessen ein jeder von seiner Seite ihre Grenzen gegen Pohlen durch ihre Truppen decken werden, zu seiner Zeit in diesen Staat selbst eindringen und sich an diesem Reiche entschädigen; auch wird man dem Kayser außer obigen noch einen kleinen Theil von Pohlen und seine Grenzen einzuschließen erlauben.

Der König von Pohlen wird über das, was man ihm zu lassen beschlossen hat, souverain, und Sachsen erhält die Thron-Folge.

Dies ist die wahre Lage der politischen Angelegenheiten, die mir jedoch unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertrauet und wovon nur Euer Hochfürstl. Durchlauchten Nachricht zu geben mir erlaubt worden ist.

Der Zweck der Reisen des General-Majors von Bischofswerder über Dresden nach Wien und des Geheimen Commercien-Raths Ephraim nach letzterem Orte und von dort weiter nach Frankreich, läßt sich aus den vorhergehenden nun leicht entnehmen.

Die Zurückkunft des ersteren wird viel, ja wie es heißt alles entscheiden.

Euer Hochfürstl. Durchlauchten von Zeit zu Zeit die näheren Nachrichten, welche ich von den jetzigen politischen Angelegenheiten in Erfahrung zu bringen vermag, zu überschreiben, wird mir eine sehr angenehme Pflicht sein.

Das Verzeichnis von dem auf die Apertur stehenden Lehnen ꝛc. . . .

ich ersterbe im tiefsten Respect
Euer Hochfürstl. Durchlauchten
Berlin, d. 2. März 1792 unterthäniger Diener
Burghoff.

II.

Von demselben am 24. April. Theilt die Ordre der Mobilmachung gegen Frankreich mit: dann: „des regierenden Herzogs von Braunschweig Durchl. werden wahrscheinlich das Commando darüber führen . . . .“

„Die ganze Bewegung dürfte indessen wohl nur auf ein Manoeuvre hinauslaufen, um zu sehen, was solches auf den König Franz würcken und wie er sich nehmen wird.“

III.

Bischofswerder berichtete aus Wien nach einer Mittheilung des Correspondenten Hoffmann aus Berlin: „Ob man schon Preuß. Seits sehr geneigt war, gegen Frankreich Truppen marschiren zu lassen, so hat solches bei dem König Franz keinen Eindruck gemacht, Er hat vielmehr erklärt: Er glaube man müsse die Franzosen schalten und walten lassen, wie sie wollten,

wenn sie aber das römische Reich attaquiren solten, so müßte man ihnen förmlich den Krieg ankündigen, nehmen was man nehmen könnte, und behalten, was möglich wäre. Wenn S. Preuß. Maj. aber ausdrücklich darauf bestünden, so wäre er nach seiner Alliance bereit, S. Maj. beyzustehen. Er glaubte aber die Sache könne sehr ins weite gehen."

IV.

Aus einem Briefe Edelsheims vom 19. Mai 1792.

„Der Sieg über die Franzosen in der diesjährigen Campagne scheint mir gar nicht zweifelhafft. Neun zehntel aller offiziere von dem General bis auf den Leutnant, die gedient haben oder würdig zu commandiren sind, haben sich gestrichen oder streichen sich noch. Kein Regiment in der ganzen Armee ist von dem Geist der Insubordination befreit. In jedem ist eine Parthey mehr oder weniger zahlreich, die nur auf eine Gelegenheit warten, um auszureißen. Alle Offiziere, die das metier ein wenig verstehen und von denen franz. Armeen kommen, stimmen damit überein, daß ihre Nationalgarden dermalen brauchbarer, als ihre Linien-Truppen sind. Hieraus kann man sich vorstellen, was das für eine Composition sein müsse. Aber doch will ich sehr rathen, dadurch nicht sorglos zu werden und den Feind nicht zu gering zu schäzen. Denn sie haben Festungen und Volks in Menge und einen gewissen Enthousiasmus, der auch durch Unglück in Raserey ausbrechen kann. Die Türken und Amerikaner haben uns gelehrt, daß auch die schlechtesten Soldaten beharrlich Widerstand thun und endlich siegen können. Will man das verhüten, so muß man in der ersten Consternatión darauf zugehn und keine Kosten scheuen. Auch nicht zum Endzweck haben Conqueten zu machen oder gar Frankreich wieder so herstellen zu wollen wie es war. Das wäre nicht einmal guth 2c.

29) **Die Campagne in Frankreich** 1792 und die Belagerung von Mainz 1793, die man als ein Ganzes betrachten muß, beweisen mehr als alle Einzelaussprüche das große militairische Interesse Goethes und seine unendlich praktische Vorstellungsart von dem, was Staatsangelegenheiten sind. Ich mache hier auf

die sehr sachkundigen Bemerkungen Goethes über die Stellung Dumouriez's bei Grandprée aufmerksam, und seine persönliche Theilnahme und unerschrockene Kriegsgenossenschaft, auch wohl seine bereitwillige Vermittlung zeigt sich fast auf jeder Seite. Wie interessant weiß er sich dem unglücklichen Postenoffizier nützlich zu machen, der bei Grandprée von dem Prinzen Louis Ferdinand genöthigt wird, seinen Posten zu verlassen. Beachtenswerth für die volle Theilnahme ist auch die Stelle: „Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch sei, an die er sich angeschlossen fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen zugleich gefährlich und schmählich. Und so hatte ich auch mit den Offizieren des Regiments abgeredet, daß ich mich an sie und wo möglich an die Leib Schwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältniß nur um so besser befestigt werden könne." Ist es nicht auch reizend, wie Goethe den Offizieren die Zeit durch Erzählungen über Ludwig den Heiligen und die Belagerung von Damiette vertreibt?

Die Begegnung Goethes mit dem Herzog von Braunschweig findet am 7. Oktober statt, die mit Breteuil am 10. Oktober; den Grafen Haugwitz sieht er am 11. Oktober, die merkwürdigen Scenen in Trier spielen zwischen den 22—30. Oktober. Ebd. der Abschied von Lucchesini!

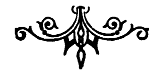
Aus der Belagerung von Mainz möchte ich hier noch aufmerksam zu machen nicht unterlassen, wie ernst es Goethe mit seinen Voraussagungen genommen; genau vor einem Jahre hatte er sich im Feldlager in der Champagne geäußert, daß eine neue Aera anfange, und in der Belagerung von Mainz heißt es: Gegen Abend fanden sich die Offiziere des Regiments beim Marketender, wo es etwas muthiger herging, als vorm Jahr in der Champagne: denn wir tranken den dortigen schäumenden Wein und zwar im Trockenen beim schönsten Wetter. Meiner vormaligen Weissagung ward auch

gedacht; sie wiederholten meine Worte: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und ihr könnt sagen, ihr seyd dabei gewesen.“ Wunderbar genug sah man diese Prophezeiung nicht etwa aus dem allgemeinen Sinn, sondern dem besonderen Buchstaben nach genau erfüllt, indem die Franzosen ihren Kalender von diesen Tagen an datiren.“

Zur Kenntniß von Goethes politischen Anschauungen gehört es durchaus und ich erwähne dies hier nochmals, daß er in politischen Dingen die Naturgabe der Weissagung in eminentem Maße besaß, wodurch ihm eben auch sein ungewöhnlich großes Verständnis derselben erleichtert wurde.

Das im Text erwähnte edle Benehmen Goethes gegen die deutschen Republikaner, welche er bei dem Auszug aus dem eroberten Mainz vor der Rache der Bauern geschützt hat, fand am 25. Juli 1793 statt. Die herrliche Beschreibung der ganzen Sache mag sich der Leser ins Gedächtnis rufen! Eine ähnliche Scene seiner lebhaften Parteinahme für das Recht gegen Unrecht erzählt übrigens Goethe auch in dem Feldzug in Frankreich, wo beim Rückzug ein österreichischer Wagentransport über die fliegende Brücke bei Coblenz setzt, als Goethe die Absicht hat, ebenfalls hinüberzugehen. Der hier ausgebrochene Streit zwischen einem österreichischen und preußischen Unteroffizier läßt übrigens bemerken, daß sich in dem alten Frankfurter eine entschieden größere Sympathie für den Oesterreicher, wie für den Preußen ausspricht.

Was die im Text bemerkte Bekanntschaft der Franzosen mit dem Buche Goethes betrifft, so lese ich in Zeitschriften, daß neuerdings treffliche Schulausgaben mit ganz sachgemäßen Commentaren in Paris erschienen wären, die nicht genug zu loben wären. Mir selbst sind diese Publicationen, die übrigens im G.J. verzeichnet stehen, nicht zu Gesichte gekommen.





Anhang.

Goethe als Historiker.

Die politische Weltanschauung läßt sich niemals und bei keinem Menschen, der sich des Ursprungs und der Entwickelung des Staats bewußt geworden ist, von der historischen Bildung trennen, die ihm in größerem oder geringerem Maaße eigen geworden ist. In diesem Sinne halte ich es für passend, zur richtigen Erkenntniß des politischen Charakters, und der politischen Ueberzeugungen Goethes noch einen Zusatz über seine historische Bildung und sein Verhältniß zur Geschichte hinzuzufügen. Ich spreche aber von „Goethe als Historiker" durchaus nur in diesem empfangenden Sinne und nicht etwa unter der Voraussetznng, als handelte es sich dabei um irgend eine Einreihung in diese Fachgenossenschaft. Auch mein hochverehrter und äußerst sachkundiger College Franz von Wegele, der schon vor fast zwanzig Jahren in einem kleinen Schriftchen unter dem gleichen Titel Goethes Verhältniß zur Geschichte besprochen hat, verstand die Aufgabe in keinem andern Sinne. Eigentlich könnte ich es auch bei den trefflichen Ausführungen Wegeles recht gut bewenden lassen und mich einfach auf dieselben berufen, aber eine kleine Nuance in meiner Auffassung des Gegenstandes macht es mir mit Rücksicht auf manche Nachfolger

Wegeles in der Goetheliteratur wünschenswerth, mich gerade über das bestimmter auszusprechen, was mich von dem sonst so lehrreichen Büchlein des Würzburger Collegen sondert. In der Hauptsache zwar könnte niemand Goethes Verhältniß zur Geschichte besser bezeichnen als Wegele, wenn er sagt:

„So gewiß er mit einem hervorragenden, productiven historischen Sinn begabt war, so war es die politische Geschichte am allerwenigsten für die er Anlage, oder richtiger gesagt, Neigung mitbrachte.*) Die Kulturgeschichte im weitesten Sinne, und im besondern wieder die Literaturgeschichte war es, auf die er von Haus aus und nach seiner innersten Natur hingewiesen war; hier hat er auch außerordentliches geleistet, dagegen, wie er der Politik gegenüber immer ablehnender wurde, verhielt er sich der politischen Geschichte gegenüber mehr receptiv. Sein Urtheil aber, wenn er eines abgab, war immer treffend, wie ihm denn politischer Scharfblick, so gerne er ihn auch zurückhielt, in keiner Weise gefehlt hat.“

Der Leser meiner Ausführungen im Text wird leicht finden, in welchen mehr auf den Ausdruck, als auf die Sache bezüglichen Punkten, ich hier von Wegeles einleuchtender Charakteristik Goethes doch abweichen werde. Niemals würde ich mir den Ausdruck gestattet haben, daß sich Goethe ablehnend gegenüber der Politik verhielt. Er hat nur in seinen spätern Jahren sich praktisch damit wenig oder gar nicht zu befassen gehabt. Was er ablehnte, war nicht die Politik, sondern die beliebte Kannegießerei. Aber diese Ablehnung findet man meistens bei Staatsmännern, die sich lange Zeit praktisch bethätigt haben. Auch würde ich mit der Literaturgeschichte, wenn schon einzelne Zweige hervorgehoben werden sollten, die Kunstgeschichte auf die gleiche Linie gestellt haben. Aber, wie man sieht, sind dies sehr kleine Unterschiede unserer Auffassungen, die bei den sonstigen Vorzügen der Wegeleschen Abhandlung gar nicht in Betracht kommen können.

---

*) Ersteres würde man wohl ablehnen müssen.

Anders dagegen stehe ich gegenüber einer anderen Seite der ganzen Frage. Wegele hat sich bemüht, nicht nur das Verhältniß Goethes zu der Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung seiner Zeit als ein sehr freundliches und sympathisches darzustellen, sondern er hat auch unsere heutige historische Auffassung und Arbeitsweise, als etwas hinzustellen gesucht, was sich gleichsam als eine Frucht auch jener Einwirkungen erkennen ließe, die von der klassischen Literatur und folglich auch von Goethe beeinflußt und angeregt worden wären. Er schien auf diese Weise nicht übel Lust zu haben, ein geistiges Band zwischen den Eigenthümlichkeiten unserer heutigen Geschichtsforschung und den Goetheschen Anschauungen herzustellen. Spätere Arbeiten von Wegeles auf diesem Gebiete haben sich dann noch mehr bemüht diesen Zusammenhang zu vertiefen so, als wäre Goethe ein rechter Vorläufer gerade von denjenigen Richtungen, welche die „moderne Geschichtsforschung", wie man zu sagen pflegt, vor anderen Zeiten „auszeichnet". Dies aber ist meiner Meinung nach ein ganz gewaltiger Irrthum, der auch auf die Kenntniß von Goethes politischer Bedeutung hinderlich einwirkt und gegen den nicht genug ernstliche Einsprache erhoben werden kann. Ich unterlasse es, mich mit einer Anzahl von fleißigen Schriften auseinanderzusetzen, die auch noch in neuester Zeit erschienen und in diesem Irrthum befangen sind. Dagegen habe ich den herzlichen Wunsch, mich mit Wegele zu verständigen, und da muß ich auf einen Umstand hinweisen, der noch viel stärker, als in dem kleinen Goetheschriftchen, in dem großen Werke Wegeles über die deutsche Historiographie hervortritt.

Es ist eine Art Pietätsverhältniß, welches sich am Ende der vierziger und in den fünfziger Jahren gegenüber der sogenannten Rankeschen Schule in Deutschland gebildet hat, und an welchem auch das Wegelesche große Buch leidet. In diesem höchst edlen und aus vornehmer Gesinnung hervorgegangenen Bestreben hat sich Wegele für die historiographische Beurtheilung aller Dinge eine Art von Kanon gebildet, nach welchem er dann auch den Werth Goethescher Anschauungen über Geschichte bemessen zu können meinte. Stand ein Mann überhaupt auf

gutem Fuße mit dem, was die sogenannte „Schule“ als die richtige historisch-philologisch-kritische Methode zu empfehlen fand, so war es ein sehr kluger moderner Gelehrter. Während nun heute sich jedermann überzeugen kann, daß eigentlich Ranke seinerseits gar nichts mit der sogenannten kritischen Schule zu thun haben wollte, und der Meinung war, daß die dort gelehrten Grundsätze wohl für unbedeutende Leute ganz zweckmäßig, für ihn selbst jedoch nichts weniger als bindend wären,*) verfaßte Wegele sein großes gelehrtes, dankenswerthestes Buch noch unter dem Banne einer Pietät, die ihn persönlich im höchsten Grade ehrte, die aber ein so ausgezeichneter Dantekenner, wie er selbst ist, eigentlich nicht nöthig gehabt hätte, denn alles was er an eigenen Arbeiten darbot, war ja der sogenannten Schule mächtig entwachsen und zeigte jenen historischen Horizont, von dem die „Schule“ nie einen Begriff hatte. Indessen blieb aber das Mangelhafte eines verwitterten Glaubens an die gute Schule dem Buche Wegeles anhaften, und dieser verdüsterte sich bei manchem spätern Schriftsteller in der Goethefrage zu einem hochgradigen Aberglauben. Denn auch der unglückliche Goethe sollte nach einigen neueren Abhandlungen durchaus von dem Wunderkräutlein der modernen Kritik genossen haben, und manche wollten sich ihn nicht anders vorstellen, als eine Art von Schulvorgänger, der nur leider nicht Zeit gehabt hätte, sich auf den schönen Weidefeldern der neueren Geschichtsforschung kräftiger zu erhibieren und auszudrücken. Alle diese Voraussetzungen sind nun aber durchaus falsch und ich werde zu zeigen haben, daß das, was Wegele das mindere Interesse für die politische Geschichte nennt, nichts anderes war, als die tiefe Verachtung Goethes vor „der Herren eigenem Geist“ und vor der Verlogenheit des schon von ihm als etwas rein subjektives erkannten ganzen kritischen „Krams“.**)

*) Vgl. meine Geschichtswissenschaft Bd. II, S. 39, 40.

**) Da ich den Ausdruck im Sinne Goethes in den folgenden Zeilen noch recht oft zu gebrauchen gedenke, so bemerke ich, daß der gut deutsche Ausdruck Kram für die „Kritik“ im Briefwechsel mit Schiller vorkommt, I. S. 64. auch von Wegele beachtet, Note 68.

Indem ich mich nun zu Goethe selbst in seinem Verhältniß zur Geschichte hinwende, halte ich es für unnöthig davon zu sprechen, was er geleistet haben würde, wenn es ihm gefallen hätte, ein historisches Buch im strengen Sinne des Wortes selbst zu schreiben. Er hat dies nicht nur bekanntlich abgelehnt, sondern er hat diese Sache nicht einmal sehr ernsthaft in Angriff genommen. Seine Absichten gingen nie weiter, als dahin, sich einigermaßen darüber zu orientieren, wie es um eine Geschichte des Weimarischen Helden Bernhard eigentlich stünde. Daß man zur Abfassung eines solchen Werkes allerlei Bücher gelesen haben und außerdem die Materialien hauptsächlich in Archiven sammeln müßte, wußte Goethe ganz genau, und ich kann mich darüber nicht so sehr wundern, als einige neuere, die der Meinung gewesen zu sein scheinen, daß man zu einer so merkwürdig hohen Ansicht von der Geschichte wohl erst einen Cursus in einem Seminar werde nöthig gehabt haben. Was ich aber andererseits nicht beschönigen möchte, ist der Umstand, daß sich Goethe eine solche archivalische Arbeit doch viel bequemer machen wollte, als sie wirklich ist. Er hat offenbar erst viel zu spät bemerkt, daß er sich dabei nicht in dem Maaße fremder Hände bedienen könnte, als er und Karl August der das Geschichtsbuch wünschte, anfangs gedacht haben mochten. Man hat später viel von den begonnenen Excerpten gesprochen, die erst an Luden und dann noch an andere Gelehrte gekommen seien. Der einzige, der sich wohl in neuerer Zeit die Mühe gemacht haben wird, diese Papiere anzusehen, mein hochverehrter Freund Burkhardt in Weimar, versichert aber, daß die Sachen wirklich nicht nur für Goethe, sondern für jedermann unbrauchbar gewesen seien. Wie Goethe erkannte, daß er zu den Vorarbeiten für eine Geschichte Bernhards sich nur seiner eigenen Arbeitskraft bedienen könnte, und dabei sehr anstrengen müßte, so hat er glücklicherweise sich von der Sache befreit und seine Zeit besserem gespart.*)

So wenig es nun zu sagen hat, daß der Dichter sich nicht

*) Vgl. auch Droysen Geschichte Bernhards, im Vorwort.

entschloß seine Hand an ein großes Geschichtswerk zu legen, so selbstverständlich ist es andererseits, daß er überall da, wo er die Kunst der Geschichtsschreibung zu streifen hatte, wie in den Charakteristiken seiner Lebensgeschichte den Schilderungen von Personen und Sachen seiner Zeit, oder aber in den Capiteln der Geschichte der Farbenlehre, wo er sich in mannigfaltigen Aussprüchen über Zeiten und Menschen der Vergangenheit ergeht, überall den Meister zeigt. In allen diesen Dingen wird man nur nichts verwunderliches finden sollen! Es liegt wirklich etwas recht schülerhaftes in der Beurtheilung des Dichters, wenn wir manchmal in Besprechungen seiner der Geschichtsschreibung nahe stehenden oder ihr verwandten Werke lesen, wie er in dem oder jenem Falle wahre „geschichtsschreiberische Kabinetsstücke" geliefert habe. Ja wohl! und zwar ohne jede Anleitung eines deutschen Geschichtsprofessors! Gustav Freytag hat das auch gethan, wenn er, und wo er den historischen Griffel ergriffen hat. Die Ursache dieser Erscheinung ist eben unendlich leicht zu begreifen: die Geschichtsschreibung hat eine schriftstellerische und künstlerische Seite, die zuerst und vor allen Dingen dem Leser in die Augen springt, während derselbe erst später, oder oft gar nicht nach der sachlichen und stofflichen Bewerthung fragt. Da wird sich jeder seiner selbst klare Historiker oft gesagt haben, daß er sich natürlich solchen Meistern auf diesem Gebiete gegenüber recht als Stümper empfinden könnte, und er wird sich wahrlich in seiner Armuth nicht berufen fühlen, dem Dichter erst noch ein gutes Zeugniß auszustellen. Soweit ist alles klar und wir haben dem in Historie schriftstellernden Goethe gegenüber, in welchem Theile er ihr auch die Ehre angethan hat, sich mit ihr zu beschäftigen, nichts anderes zu thun, als den Hut abzunehmen. Etwas anderes ist es aber mit den sachlichen Fragen, um die es sich bei den geschichtlichen Dingen handelt. Hier darf jedermann das Recht in Anspruch nehmen anderer Meinung zu sein, als der Dichter und es braucht sich niemand zu scheuen, Widerspruch gegen denselben zu erheben, wie denn ohne Zweifel die allerbedeutendsten und größten Geschichtsforscher wirklich in einem

lebhaften Gegensatz gegenüber den besonderen Ansichten des Dichters standen.

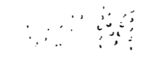
Vor allem kommt es darauf an, diese Ansichten festzustellen.

Zwei Dinge sind für Goethe in seinem Verhältniß zur Geschichte bezeichnend und erstaunlich: fürs erste seine ungewöhnliche Wissensbereitschaft in historischen Fragen, mitunter selbst entlegenster Art, seine schlagfertige Kenntniß der Geschichte fast aller Jahrhunderte und sehr vieler Völker, und dann seine in die Breite gehende Belesenheit. Was den ersten Punkt betrifft, so führe ich ein Beispiel an, das aber genügen wird, weil gleicher Wissensbereitschaft sich nicht eben sehr viele Leute rühmen dürften. In der Beklommenheit des Rückzugs aus der Champagne saß Goethe mit vielen Kameraden in des Herzogs Zelt „und dachte in diesem Augenblicke, daß wir gewöhnlich in mißlichen Zuständen uns gern mit hohen Personen vergleichen, besonders mit solchen, denen es noch schlimmer ergangen." Und so fühlte er sich getrieben, wenn „nicht zur Erheiterung doch zur Ableitung" aus der Geschichte Ludwigs des Heiligen die drangvollsten Begebenheiten zu erzählen. Daß diese Erzählung sehr gut und wirksam gewesen, sieht man noch der Erinnerung des Dichters gleichsam in jeder Zeile an. Das bezeichnendste aber für die ausgebreitete Geschichtskenntniß Goethes scheint mir dabei die Natürlichkeit zu sein, mit welcher er in seiner Darstellung voraussetzt, daß man diesen immerhin entlegeneren Stoff gegenwärtig haben und ihn als ein bewährter Erzähler zu beherrschen verstehen müsse.

Man weiß auch durch andere Personen, wie sehr Goethe, etwa wenn er den siebenjährigen Krieg erzählte, die meisten Menschen durch ein ungeheueres Detail in Erstaunen zu setzen vermochte. Und ein sicherlich gewiegter Zeuge, wie Varnhagen von Ense, der selbst eine erstaunliche Geschichtskenntniß besaß, bewunderte Goethe wegen seiner außerordentlichen Wissensbereitschaft in Geschichte. Daß diese sich aber nur als eine Folge von großem Interesse für den Gegenstand gewinnen läßt, wird man gerade bei Geschichte als besonders sicher voraussetzen müssen. Was weiter Goethes historische Belesenheit überhaupt

betrifft, so dürfte es zweckmäßig sein, sich vor allem daran zu erinnern, daß er zu den Lesegenies gehörte. Er durfte versichern, daß es ihm ein Leichtes sei, alle Tage einen Band durchzulesen. Diese Art von Menschen, deren ich manche kennen gelernt habe, werden von den andern, Langsamlesern, kaum jemals recht verstanden und häufig mit einer Art von Unglauben betrachtet. Wenn sie sich aber auf diese Weise eine ungewöhnliche, mit nichts zu vergleichende Geschichtskenntniß erworben haben, so geht damit durchaus nicht jedesmal eine besonders hohe Werthschätzung, oder gar eigenes productives Verhalten in Bezug auf geschichtliches Forschen bei ihnen Hand in Hand. Der geschichtskundigste Mann, dem ich überhaupt persönlich nahe stand, war mein unlängst verstorbener alter Freund Hartenstein, dessen Belesenheit in Geschichte so groß war, daß er jede, auch die entfernt liegendste historische Andeutung sofort und gleichsam aus dem Stegreif nach ihren gesammten historischen Beziehungen auszugestalten vermochte. Aber derselbe gewaltige Kenner des historischen Stoffes hatte nie die geringste Neigung auch nur die unbedeutendste schriftstellerische Arbeit zu thun, die sich auf geschichtliche Dinge bezogen hätte. Ja man kann sagen, derselbe Mann, der mir in seinen historischen Kenntnissen hundertmal überlegen gewesen, besaß eigentlich wenig Respekt vor der Historie und hatte die Meinung, daß dem, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann und wird, eigentlich nicht der Name einer Wissenschaft zukomme. Dabei war derselbe bekanntlich ein scharfer, ja großer Denker, ein recht eigentlicher Weiser. Sein historisches Interesse war ein lebhaft aufnehmendes, aber es wiederstrebte ihm, und er hielt es fast für ein Unrecht zu den Ueberlieferungen von seiner Seite etwas hinzuzuthun, oder sie schriftstellerisch zu „bearbeiten“, wie die Historiker zu sagen pflegen.

Solches eigenthümliche historische Interesse schließt sich am meisten ja fast ausschließlich, an die geschichtlichen Originalwerke an, und so hat auch Goethe mit Vorliebe die ursprünglichen geschichtlichen Ueberlieferungen gelesen; daher seine Vorliebe für die Bibel, daher seine ausgebreitete Lectüre der



Memoirenwerke aller Zeiten. Er gehörte zu den seltenen Menschen, welche die Memoiren des Herzogs von St. Simon gelesen haben und genau in ihnen Bescheid wußten. Die Kenner dieses Werkes aber bilden eine ganz für sich stehende Classe von historischen Menschen und Geschichtsfreunden. Ich möchte behaupten, daß man den historischen Sinn und Geist selbst gewiegter historischer Gelehrter daraus entnehmen kann, wie weit dieselben in den Memoiren St. Simons belesen sind. Denn wer diese eigenthümlichen umfangreichen Bücher mit Interesse durchgearbeitet hat, wird sicher nicht nur zahlreiche andere Memoiren gelesen, sondern dadurch auch ein für allemale einen Beweis gegeben haben, daß ihm in der Historie etwas imponirt, was der nachträgliche Geschichtsschreiber selten oder nie erreicht und was im vollsten Gegensatz zu dem steht, was insbesondere die modernste Geschichtsschreibung anstrebt. Daher lesen Memoirenleser häufig nur ungern neuere Geschichtsbücher und ich behaupte, daß umgekehrt die gelehrten Werke, die uns heute mit Vorliebe und viel Behagen eine langstielige kritische Weisheit auftischen, gewöhnlich einer recht eindringlichen Kenntniß und Sympathie für memoirenartige Geschichtsbücher ermangeln.

Goethe so gut wie Schiller stellte sich in dieser Beziehung auf einen ungleich höhern historischen Standpunkt, als die verbreitete Schul- und Fachgelehrsamkeit in Deutschland in ihrer Zeit und es wird die Hauptaufgabe einer Darstellung, die sich mit Goethes Verhältniß zur Geschichte beschäftigt, sein müssen, den vollen Gegensatz aufzuzeigen, in welchem er sich gegen die geschichtliche Gelehrsamkeit in Deutschland empfand.

Auszugehen ist von der Stelle im Faust, die Goethes Meinung über die pragmatische Geschichtsschreibung in der Weise ausspricht, wie von derselben auch Friedrich der Große, Herder und Schiller dachten. Das Urtheil Goethes über die Rumpelkammer mit den trefflichen pragmatischen Maximen stützt sich auf eine Vorstellung von dem wirklichen Gang geschichtlicher Begebenheiten, die im vollen Gegensatz zu dem steht was die Geschichtsschreibung damals leistete; das letztere

bezeichnete Friedrich der Große als Thorheit und Herder als Hohnlüge. Goethe steht zur Geschichtsschreibung seiner Zeit genau in demselben Verhältniß, in welchem Friedrich der Große zur deutschen Literatur stand. Was Goethe in spätern Jahren zur Entschuldigung des großen Königs sagte, daß er durch die Kenntnißnahme einer großen Literatur, wie die französische, sich von der deutschen abgestoßen finden mußte, gilt genau von Goethe selbst in Bezug auf die Geschichtsliteratur. Hier hat sich der Dichter unbedingt als Anhänger der Franzosen zu erkennen gegeben und durfte es. Für ihn und die ganze klassische Periode unserer Literatur war Voltaire und nur Voltaire maßgebend für Beurtheilung geschichtlicher Dinge und wohl mit Recht.*) Alles was Goethe in spätern Jahren, etwa seit der Zeit da sich die Einflüsse der Wolfschen und Niebuhrschen Kritik geltend machten, über den Fortgang der historischen Studien urtheilte ist im Grunde nichts anderes als ein Bemessen nach Gesichtspunkten, die ihm die französische Literatur als Muster vor Augen gestellt hatte. Daß man sich in den deutschen Geschichts-Büchern namentlich in der Form, denn diese blieb ihm die Hauptsache, mehr und mehr der französischen Darstellungsweise näherte, schien ihm das fortschreitende.

Hierbei muß ich gleich auf einen andern Fehlschluß aufmerksam machen, zu welchem manche Aussprüche Goethes über die wünschenswerthe historische Kritik Veranlassung gaben. Da ist man nicht selten gleich bei der Hand, Goethe zu einem Vertheidiger und Bewunderer der neueren philologisch-historischen Kritik zu machen. Aber das gerade Gegentheil ist richtig. Den Brief Goethes an Friedrich August Wolf, in welchem der Dichter für die Zusendung des Werkes dankt, will ich gewiß in höchsten Ehren halten; in dem nicht abgeschickten Concept heißt es ja sogar, dasselbe solle bei dem Dichter für seine Arbeiten Epoche machen. Der schöne, geistvolle Verkehr mit

*) Später stellte Goethe, Guizot, Cousin, Villemoin weit über Voltaire, weil sie weniger oberflächlich und der deutschen Gründlichkeit entsprechender s. weiter unten.

Fr. A. Wolf, wie wir ihn durch M. Bernays kennen gelernt haben, beweist eben daß Goethe in diesem großen Philologen den genialen, herrlichen Mann erkannte und verehrte, der sich ihm hier innerlichst eröffnete. Es wäre wirklich sonderbar, wenn Goethe die eminente Heroennatur dieses Gelehrten, bei dem Umstande, daß er gleichsam überall nach den Genies in jeder Wissenschaft ausspähte, verkannt hätte. Solche Irrthümer sind aber Goethen nie begegnet, er wußte, daß sich in Fr. A. Wolf ein Genie ersten Ranges aufgethan hatte, und wußte gleichzeitig ganz genau, daß er für seine Person auf dessen neue Anschauung der Dinge niemals eingehen werde. Die ganze Wolfsche Kritik war nicht im Stande den Dichter sachlich zu überzeugen und man kann sich leicht denken, was er von denen gedacht hätte, die heute nach einfach übernommener Schablone, aber ohne Wolfs Geist alle möglichen historischen Ueberlieferungen kritisch zurecht zu schneiden nicht müde werden. Hier läßt sich nichts beschönigen. Es ist niemand verpflichtet Goethe zu Liebe sein historisch-kritisches Steckenpferd dem Trödler zu verkaufen, aber er darf nur nicht sagen, daß er an Goethe einen Gesinnungsgenossen habe. Denn da steht der Brief an Schiller und das Distichon im Wege, welche beide sich nicht beseitigen lassen: „Die Idee mag gut sein und die Bemühung respectabel, wenn nur nicht diese Herren, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reiches verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten. Und am Ende ist mehr subjektives als man denkt in dem ganzen Krame."

„Sieben Städte zanken sich drum, ihn geboren zu haben.
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück."

Um nur einigermaßen das historisch-philologisch-kritische Bewußtsein Goethes zu retten, beruft man sich darauf, daß der Dichter an Woltmanns Weltgeschichte die Kritik des alten Testaments vermisse, oder man beruft sich darauf, daß ihm die römische Ueberlieferung der Königszeit als sagenhaft erschienen sei, daß er an Niebuhr die Kritik lobe. Diese kritischen Neigungen dürften allerdings dem Dichter nicht abzusprechen

sein, er würde nur, wenn man behauptete, er habe dieselben von Niebuhr oder Wolf oder irgend jemand besonders erlernt, das darauf antworten, was er in einem ähnlichen Falle sagte, man könnte eben so gut einen wohlgenährten Menschen nach den Ochsen, Schafen und Schweinen beurtheilen wollen, die er in seinem Leben gegessen hat. Was die Kritik betrifft, die Goethe von den Historikern verlangte, so war ihm jedenfalls nicht unbekannt, daß schon seit ein paar hundert Jahren die Glaubwürdigkeit der römischen Geschichte bestritten werde, und wenn er für diese und sonstige kritische Anwandlungen einen Gewährsmann gebraucht hätte, so hätte er ihn in Voltaire am liebsten erblicken dürfen.

Indessen möchte ich auch nicht behaupten, daß die Goethesche Kritik voltairisch gewesen sei, sie war eben nur Goethesch, wie jede vernünftige Kritik eben immer die ist, dessen Eigenthum oder Erfindung sie zu sein pflegt, wäre die Kritik Goethes die Wolfs oder Niebuhrs gewesen, so wäre sie natürlich nicht die seinige gewesen. Die seinige war aber vor allem sehr konservativ, und viel konservativer, als dies heute von den meisten fertig gebracht würde.*) So ist es bezeichnend, daß er sogar den

*) „Besonders in der Kritik zeigt dieser Mangel sich zum Nachtheile der Welt, indem er entweder falsches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre. Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fictionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.“

Dann spricht er von dem Verlust des vaterländischen Faktums der Mongolenschlacht bei Liegnitz und schließt: „Dadurch ist nun ein großes vaterländisches Faktum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abscheulich zu Muthe.“ Eckermann Gespräche I, 223.

Tatarenbesieger Jaroslaw von Sternberg und die Entscheidungsschlacht von Liegnitz nicht missen wollte. Er ärgerte sich vielmehr sehr, daß man ihm die schönen Mongolenschlachten ausreden wollte, und daß die furchtbaren asiatischen Horden nicht durch die Tapferkeit der Deutschen, sondern aus inneren politischen und Gott weiß, welchen diplomatisch feinen Erwägungen zum Rückzug bestimmt worden seien. Er hatte ja ganz recht, die Sache wurde dadurch sehr viel langweiliger, aber er läugnete doch in diesen und ähnlichen Fällen nicht, daß man sich auch mit der Wirklichkeit befreunden könne.

Man täusche sich nicht, die ganze kritische Historie war dem Dichter unsympathisch, desto mehr, je anspruchsvoller sie auftrat, und vollends wenn sie etwas für sich vorstellen oder sein wollte. Wenn man die Fülle der Gespräche heranziehen wollte, die über diesen Gegenstand vorliegen, so könnte man kaum enden. Manchmal ging Goethe in seiner Abneigung gegen die Kritiker im Gespräche so weit, daß man fast zweifeln dürfte, ob man es mit Scherz oder Ernst zu thun habe. So wenn er einmal sagt, daß ihn die „Pfaffen und Schulleute“ mit ihrer Gelehrsamkeit über die Reformation „sehr quälen“, weil durch alle ihre Bemühungen die Sache ins klare zu setzen, nichts erreicht wird, als daß auch von dieser edlen geschichtlichen Mythe und Poesie der Duft und die Schönheit abgestreift werde. Sachgemäßer ist eine andere Aeußerung, die Boisserée aufbewahrt hat und die viel wahres an und für sich enthält. Goethe bemerkt nämlich auf die Bemerkung desselben, es habe Stolberg durch Gelehrsamkeit und Historie die christliche Ueberlieferung zu stützen gesucht folgendes: „Ei! das ist gegen alle Ueberlieferung, diese nimmt man entweder an, und dann giebt man von vornherein etwas zu, oder man nimmt sie gar nicht an und ist ein **rechter** kritischer Philister. Auf jenem Mittelwege aber verdirbt man es mit allen; und es ist ein Beweis, daß er von dieser Seite noch nicht einmal mit sich fertig ist. Die Protestanten dagegen fühlen das Leere und wollen nun einen Mysticismus machen, da ja gerade der Mysticismus entstehen muß. Dummes absurdes Volk, verstehen ja nicht einmal, wie

die Messe geworden ist, und es ist gerade als könnte man eine Messe machen."

Wenn Goethe damals über diese Dinge so urtheilte, so kann man sich ungefähr denken, was er später über alle die kritischen Theologen gedacht haben würde, welche ja doch nicht als „rechte kritische Philister" gelten wollen und daher nur noch die bezeichneten Mittelwege zu wandeln vermögen. Bezeichnend für dieses kritische entweder, oder, welches der Dichter verlangt, sind auch die Aussprüche über Niebuhrs römische Geschichte, deren radikale Ergebnisse ihm sehr einleuchteten, wenngleich er bedauerte, daß die Phantasie durch Niebuhrs Werk zerstört wird. Ohne Zweifel ist dem Dichter trotzdem diejenige Geschichtsdarstellung immer die liebste geblieben, welche in der nüchternsten Weise die Ueberlieferung darbietet. In diesem Sinne lobt er das Raumersche Hohenstaufenwerk; offenbar gefiel ihm an demselben genau das, was heute jeder Student daran als „das unkritische" zu tadeln weiß. Dennoch schätzt Goethe den großen Fortschritt der französischen Geschichtsschreibung bei Cousin Villemain, und vor allem Guizot gegenüber der Oberflächlichkeit Voltaires, er lobt besonders die Gelehrsamkeit des letztern und dessen Aufmerksamkeit auf die idealen Seiten der menschlichen Dinge in ihrem geschichtlichen Werden.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Goetheschen Anzeigen von historischen Büchern uns gar keine Ausbeute für die Erkenntniß seiner Geschichtsauffassung zu geben vermögen. Er liebt es hier jedesmal nur seiner Dankbarkeit für empfangene Belehrung Ausdruck zu geben. Ueber historische Fragen zusammenhängend zu schreiben, war nun einmal seine Sache nicht, er war und blieb der Geschichte gegenüber der empfängliche Genießer und beziehungsweise Verwerfer. Mit heiterer Unermüdlichkeit vermochte er sich an den tausend Ueberlieferungen der Weltgeschichte zu ergötzen und mit lächelnder Miene urtheilte er über Wahrheit und Unwahrheit derselben, aber zu einer schriftstellerischen Behandlung der Historie hatte er in keiner Form eigentliche Lust. Auch seine Gedanken über den Gegenstand im ganzen und großen vermied er in irgend einem Zusammenhange vorzu-

tragen. So ist denn das — ich möchte fast sagen unglückliche — Gespräch mit Luden das einzige Zeugniß für Goethes Ansichten von Geschichte geblieben und ich bin daher genöthigt auch hier auf dasselbe etwas genauer einzugehen.

Luden hat sein großes Gespräch mit Goethe in einer Weise berichtet, bei der es ihm darauf anzukommen schien sich selbst sprechen zu hören. Man kann ja nicht läugnen daß er namentlich in dem Theile der von der Geschichtswissenschaft handelt, seine Sache geschickt und freimüthig, man möchte sagen unerschrocken geführt hat; wenn nur nicht Goethe dabei etwas zu kurz kam! Doch wie dem auch sei, ich denke mit etwas Phantasie, welche Luden für den Geschichtsschreiber ja auch in Anspruch nahm, läßt sich die gesammte Stellung Goethes zur Geschichtswissenschaft in ihren Vorzügen und Schwächen recht gut begreifen. Ich will aber nicht meine Phantasie zu Hilfe nehmen, sondern in diesem Falle in möglichster Trockenheit das, was Goethe gesagt hat, auf gewisse Thesen zu stellen suchen. Dabei kann ich mich aber mit Ludens Behauptung nicht recht befreunden, es sei Goethes Absicht gewesen den jungen Mann, der, begeistert von seinem Beruf, von seiner neuen Wirksamkeit große Dinge erwartete, „ein wenig zu necken." Mir scheint dies ganz unwahrscheinlich, und ich denke mir, daß dieser Gedanke in Luden nur deshalb aufkam, weil er von Goethe bei dieser Gelegenheit eben Dinge über Geschichte hörte, die ihm von den Göttinger Pedanten, mit denen er sonst Umgang gehabt, noch nie gesagt wurden. Und da ihn die ganze Auffassung mit vollem Recht an Faust und Wagner erinnerte, so wollte er nicht recht an Goethes Ernst glauben, — gerade so, wie tausende von Geschichtsfreunden die Worte von der Rumpelkammer heute noch lesen und sich nicht entfernt denken, daß in dem Scherz ein furchtbarer, leider nur zu großer Ernst steckt. So hatte denn Luden das, was Goethes vollster Ernst und seine wirkliche Ansicht von der verwickelten Sache war, für eine Neckerei des Dichters gehalten, weil sich viele Leute auf dem Schifflein der Geschichtswissenschaft vergnügen, und mehr als bei irgend einer andern Wissenschaft verkennen, wie sehr sie auf einem papierenen Boden

stehen. Wer dagegen die Skepsis der Geschichte auf ihrem wahren Fleck und nicht in dem „Kram“ erblickt hat, mit welchem sich die meisten beschäftigen, der wird freilich nicht einen Augenblick zweifeln können, daß Goethe durchaus keinen Spaß mit Herrn Professor Luden gemacht haben wollte. Man muß vielmehr sagen, Luden scheine damals noch nicht auf den Standpunkt gekommen zu sein, wo er die schrecklichen Wahrheiten des Goetheschen Räsonnements begriff.

Vergegenwärtigen wir uns nun den Inhalt des Gesprächs: Goethe ging davon aus, daß Luden Historiker sei, oder sein wolle; dies veranlaßte Luden seinen tiefen, ernstgemeinten Respekt vor dieser Wissenschaft vielleicht in einer etwas übertriebenen Weise zu offenbaren, gleichsam als hätte dieselbe Vorzüge vor allen andern Wissenschaften. Goethe, der jedoch wirklich diese weitgehende Meinung nicht theilte, sah sich dadurch veranlaßt, wie ich glaube zunächst in aller Unschuld, zu fragen, worin denn das große Wesen bestehe, auf das sich Luden bei seinen allerdings mit hochtrabenden Worten über die Geschichte ausgesprochenen Ansichten stützen könnte, und es mag ja sein, daß der ältere erfahrene Mann sich so von vornherein an die Mephistophelische Scene mit dem Schüler erinnert fand. Namentlich hatte die heftige Beschwerde Ludens darüber, daß man den Historiker für einen Geschichtenerzähler halten könnte, etwas recht humorloses an sich. Goethe, hätte wenn er trockener und lehrhafter gewesen wäre, recht gut anworten können: „lieber Herr Luden, das was man von ihnen nach fünfzig Jahren lobend erzählen wird, wird das sein, daß sie den Jenenser Studenten die Geschichte trefflich erzählt haben, dagegen wird sich nach fünfzig Jahren keine Seele in der ganzen Welt mehr um dasjenige bekümmern, was Sie über die Gegenstände der Geschichte philosophirt haben.“ Hätte Goethe dieses geweissagt, so wäre Luden jedenfalls noch viel unzufriedener gewesen, aber es hätte die Wahrheit getroffen. Statt dessen erinnerte Goethe witzig, bloß an einige Mephistophelische Verse, daß jeder nur das hoch anschlage, was er selber treibe. Darauf antwortete Luden mit dem Hinweis auf die Schwierigkeit der Quellen

nach Wagners Vorgang, und Goethe erwiderte trocken, daß denn doch schon vieles ausgeschöpft sei. Luden parirte mit dem nicht unerwarteten Hinweis auf die Forschungsaufgaben, welche sich nicht auf die Menschen, sondern auf die Menschheit, nicht auf die Einzelnen, sondern auf das Volk, ja auf die Völker überhaupt bezögen. Dagegen setzte sich nun Goethe heftiger zur Wehre, indem er sich den Gebrauch von Abstraktionen bei dem konkreten Stoffe der Geschichte verbat, da mit dergleichen gar nichts anzufangen sei. Hierauf replicierte Luden schon etwas gereizter mit der Hervorhebung von Leben und Entwickelungen der Völker, worauf Goethe wieder verwundert antwortete, daß er sich wundere wie ein Mann, der kurz vorher sich als Mathematiker bezeichnet hätte, so wenig von wissenschaftlicher Gewißheit und Wahrheit zu halten scheine. Dies gab dann zu langen Auseinandersetzungen über die allgemeinen Fragen der Wissenschaftslehre Anlaß, wobei dann wieder Luden sich einer außerordentlichen Gewißheit historischer Erkenntnisse rühmen zu können meinte. Goethe trat dagegen mit der seit Walter Raleigh nicht unbekannten Behauptung auf, daß man in der Geschichte bei Lichte betrachtet überhaupt gar nichts sicher wisse, weil die Prügelei vor Raleighs Fenstern nicht von zwei Menschen gleich erzählt worden war. Luden erwiderte hierauf mit den damals und später immer wiederholten Gemeinplätzen über die historische Kritik; und wenn man auch nicht behaupten könnte, daß die Sache irgendwie erschöpft worden sei, so kam doch auch bei dieser Gelegenheit die herzliche Verachtung des Dichters gegen dieses stumpfe Instrument der historischen Wissenschaft in einer herzhaften Weise zum Ausdruck. Und damit ging die Sache ihrem Ende entgegen, denn als Luden in die Enge getrieben, sagen sollte, was es eigentlich mit den historischen Wahrheiten auf sich hätte, so kam er in ein böses Kreuzfeuer von Dichtung, Geschichte, Kritik, Phantasie, und dergleichen schönen Dingen, die nun einem so absolut nüchternen Denker, wie Goethe, wirklich nicht gefallen konnten. Indem Goethe resumierte, der langen Rede kurzer Sinn wäre eben doch, daß Faust Recht habe: „Was man den Geist der Zeiten heißt“ &c. &c. brach

er die Unterhaltung wieder mit einer Anspielung auf den Faust ab, denn es war zwar nicht tief in der Nacht aber „schon weit am Tage.“

Ich fasse nun alles was Goethe in dem Gespräche mit Luden ausgesprochen hat, in fest formulierten Sätzen zusammen:

1. Der Name der Geschichte kommt vom Erzählen, ein guter Historiker ist derjenige, welcher gut erzählt.

2. Die Meinung, daß das Studium der Geschichte von allen Studien das schwierigste sei, erklärt sich nur daraus, daß jeder seine eigene und nicht die Last des andern trägt, auch das für das wichtigste hält, was er eben treibt.

3. Das brauchbare aus den historischen Quellen ist ausgeschöpft, was zurückblieb, ist trübes Wasser.

4. Nach aller Durchforschung der Quellen der Geschichte wird man nichts anderes erfahren haben, als was man ohnehin weiß, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist.*)

5. Die Geschichte kann sich nur mit Menschen und nicht mit der Menschheit beschäftigen. Die Völker bestehen auch nur aus Menschen.

6. Was die Völker nachdem sie untergegangen, hinterlassen, sind Schatten, nach denen man zwar haschen, aber die man nicht erfassen kann.

7. Es ist eine Kühnheit zu behaupten, daß jemand in der Geschichte eines Volkes das Leben des Volkes darstellen könnte. Dieses ist unerschöpflich; die Geschichte weiß davon das wenigste oder nichts.

8. Die Geschichte ist keine mathematische Wissenschaft, sondern steht im vollen Widerspruch zu ihr, denn sie lehrt nichts, was nicht streitig gemacht werden könnte, während in der Mathematik alles Wahrheit und Gewißheit ist.

9. Zwischen dem wirklichen Geschehenen und dem, was die Geschichte als solches behauptet, besteht keine Uebereinstimmung,

---

*) Vgl. Biedermann Nr. 976: Und doch kann eigentlich Niemand aus der Geschichte etwas lernen, denn sie enthält ja nur eine Masse von Thorheiten und Schlechtigkeiten.

die Anekdote von Walter Raleigh ist in sich durchaus begründet.

10. Der Historiker fällt bewußt oder unbewußt dem Trug anheim. Er ist nicht Urheber der Lüge, sondern Verbreiter. Die Lüge fällt immer wieder auf die sogenannten Quellenschriftsteller zurück. Sie wird nur immer weiter zurückgeschoben.

11. Selbst in dem, was der Historiker das Gerippe der Geschichte nennt, läßt sich nur von subjektiver Wahrheit reden.

12. Durch die kritische Bearbeitung der Ueberlieferungen macht sich der Historiker zum Dichter und zwar, weil er dabei ganz unfrei ist, zu einem schlechten Dichter.

Das beste an Ludens Mittheilung dieses Gespräches ist seine fortwährende Beziehung auf die Faustische Auffassung von Geschichte, die er Goethe zutheilt. Hierdurch sind wir in die angenehme Lage gesetzt ganz bestimmt zu wissen, daß das was Goethe Faust sprechen läßt in dieser Richtung die eigene Meinung Goethes war.

Mit diesem Grundtext und mit den obigen 12 Thesen in der Hand, darf ich nun wohl aber die Frage aufwerfen, ob sich irgend Jemand davon überzeugen könnte, daß Goethe zu dem, was die heutige Geschichtswissenschaft, man mag im Uebrigen welche Meinung immer von derselben hegen, bezeichnet, in irgend einer Beziehung gestanden habe. Er geht in der Nüchternheit und im Skepticismus gegenüber der Geschichtswissenschaft, wenn man es auch sehr bedauern mag, daß seine Meinung dem nachkommenden Geschlecht der Historiker nicht wenigstens einigermaßen besser im Gedächtniß geblieben ist, viel weiter, als irgend Jemand dies heute zu thun vermöchte. Ja er steht insbesondere im diametralen Gegensatz zu den Richtungen der kritischen Geschichtsschreibung, welche seit der Mitte des Jahrhunderts dominierend geworden sind. Alle jene Gelehrten und Schriftsteller, die man mit Ausnahme etwa von Ranke als die Epigonen der klassischen Epoche der deutschen Literatur bezeichnet, stehen in geschichtlichen Dingen entweder auf einem Standpunkt, auf dem sie sich, wie auch Luden, kaum vorstellen werden, daß Goethe ernsthaft gesprochen hätte, oder sie sind sich der Probleme,

